

DISKUS

MITTEILUNGSBLATT DER
VEREINIGUNG VON
FREUNDEN U. FÖRDERERN
DER JOHANN WOLFGANG
GOETHE-UNIVERSITÄT
FRANKFURT AM MAIN E. V.

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

2. Jahrgang — Heft 10 Preis 10 Pfg.

Dezember 1952

Verlagsort Frankfurt a. M.

Im Dunkel geschrieben

„Aber das mußt Du noch wissen: ich war gestern mit ... in einem wundervollen Krippenspiel in der Moritzkirche. Das war eigentlich schon mein Weihnachten, obwohl es doch erst Advent ist. Die Kirche war dunkel, und das Mysterium spielte sich von dem Altar ab. Maria und eine große Zahl weißer Engel, jeder mit einer Kerze in der Hand, und Josef. Die angestrahlte Krippe, in den hohen Fenstern der vollen Kirche der runde Mond. Ich dachte einmal: wenn doch meine ... neben mir säße. Ich bin nun ganz allein. Immer und überall. Aber nicht einsam, dazu leben meine Lieben, deren Bilder bei mir in der Stuben hängen, zu tief in mir, und der Reichtum eines Lebens kann gewaltig sein und dauernd. Aber allein bin ich.“

Eine 60jährige Ostpreuße, jetzt in Mitteldeutschland lebend.

„Ich kann mir denken, daß in Eurer Redaktion manchmal irgendwelche Zeitschriften zur Besprechung, Probeabdrucke usw. eingehen, zerlesen und schließlich weggeworfen werden. Soweit solche Dinge einiges Niveau haben, würdest Du mir mit ihrer Übersendung eine große Weihnachtsfreude machen.“

Ein Ostzonen-Student.

„Ich bin sehr froh, daß sich alle äußeren Umstände so günstig gefügt haben. Es gehört wirklich zu meinen Weihnachtsfreuden, Dich nicht in Schwierigkeiten zu wissen. Eine Bitte habe ich auch, deren Erfüllung unter Umständen dazu führen kann, daß Du mir bei einer Kaffee-Stunde ausführlicher erzählst. Um damit anzufangen: Es liegt mir daran, möglichst rechtzeitig einen sogenannten „Kongreß-Kalender“, also ein Verzeichnis von Physikertagungen im Westen in die Hand zu bekommen, wie ihn für gewöhnlich die naturwissenschaftlichen Zeitschriften am Anfang des neuen Jahres bringen. Deine neuen Bekannten könnten Dir wahrscheinlich so etwas zur Abschrift beschaffen. Wenn ich dann rechtzeitig den Antrag stelle, ist es nicht ausgeschlossen, daß ich mal „rüber“ darf.“

Ein Ingenieur an eine Studentin, die nach Westdeutschland fliehen mußte.



Weißstickerei aus einem Kloster bei Fulda (13. Jh.)

Ich bin schon alt und nur eine Frau, aber ich habe ja drei Söhne, die sind meine Hoffnung. In vier Wochen ist der Heilige Abend vorbei. Und wieder einmal müssen wir allein sein an diesem schönen Tag. Daß Du nach X fährst, ist richtig. Zusammenhalten und Liebe geben, das soll man als erstes im engsten Kreis. Von hier ist nichts Wesentliches zu berichten. Diese Woche werden die ersten Pfefferkuchen gebacken. In unserem gepachteten Garten haben

wir Beerensträucher und Rosen gepflanzt, getreu dem Wort Luthers: „Und wenn die Welt morgen unterginge, pflanze ich heute noch mein Apfelbäumchen.“ Es ist verhängnisvoll, sein Herz an Äußerlichkeiten zu hängen, an Dinge, die Motten und Rost fressen. Aber ist es schöner zu leben ohne einen Rosenstrauch im Garten?“

Aus dem Brief einer Mutter in der Ostzone an ihren Sohn, der in der Bundesrepublik studiert.

Kopf gegen Herz

War Niedergeschlagenheit das richtige Gefühl angesichts des Ausgangs der Wahlen im Saargebiet? Anscheinend sollen wir vor solchen Stimmungen bewahrt werden, denn die Bundesregierung wie die Presse haben sich beeilt, Empörung über das Unrecht, das dort geschehen sei, in der westdeutschen Bevölkerung zu wecken. Nur ist Empörung noch rascher verhaucht als Begeisterung, wenn sie nicht über Dinge entsteht, die uns in direkter Weise treffen. Und schon drei, vier Tage nach dem Wahlsonntag marschiert unsere Politik auf dem Pfade der Unverzagten voran. Man hat uns nicht Zeit gelassen, niedergeschlagen zu sein, daß die Saar kein Bekenntnis zu Deutschland ablegte.

Aber wenn wirs genau überlegen: es waren mehr Umstände im Spiel als nur die politische Meinung der Saarländer und die Beschränkung ihrer demokratischen Freiheit. Weniger sie selbst als wir sind in den letzten Wochen das Objekt einer Propaganda gewesen, einer „Heim ins Reich“-Parole und Alleinherrschaft des Nationalideals, die sich — vorsichtig ausgedrückt — als unreal und unwirksam gezeigt hat. Bei den Saarländern jedenfalls, nur nicht bei uns. Bei uns war man bereit, die Walze zu spielen und anzuhören, die 1935 schon einmal erfolgreich ablief. Nur war diesmal an Stelle von Matz Braun Johannes Hoffmann getreten, dem man bereit war, als Schimpf anzurechnen, daß er sich vor Hitlers Regime nach Brasilien geflüchtet hätte; daß er dahin zurückkehre, hielt man für so selbstverständlich, als gehe es hier nicht um das Recht, verschiedene politische Ziele zu verfolgen, sondern um nationale Ehre und Verbrechen an der Nation. Grandval, der französische Botschafter — eigentlich heiße er Hirsch — erinnerte schon beinahe an die Figur, die Hitler aus Benesch gemacht hat, als er ihn zur

Strecke bringen wollte. Terror, fremdländische Unterdrückung und ein schlichtweg vorausgesetzter Volkswille, verschworen und einheitlich ausgerichtet, spielten die Chöre im Hintergrund eines Theaterstückes, das die Herzen heiß machen sollte.

Leider nur unsere. Und darum sollten wir auch niedergeschlagen sein — daß diese Art Propaganda noch genau so auf uns wirkt, und daß sie genau so undifferenziert und blind vorgetragen wurde wie weiland unter Hitler — wenn auch nicht so kostspielig. Denn über der festen Zuversicht, daß nun mit der französischen Vorherrschaft an der Saar Schluß gemacht werden müsse, ließ man uns gründlich vergessen, daß diese Wahlen darüber gar nicht zu entscheiden hatten, sondern daß diesmal eine Politik im Vordergrund steht, in die auch die Saarfrage mit höchster Vorsicht einzusetzen ist.

Am Ende — und die Geschwindigkeit, mit der man nun wieder von anderem redet, kann den Verdacht nur bestätigen — ist es gar keine Niederlage des Deutschtums gewesen, was die Enttäuschung und die rasch erstickende Empörung hervorrief, sondern die Niederlage der Propaganda im Kampf mit der Politik, die nach bekannter Definition die Kunst des Möglichen ist. Ausländische Zeitungen haben sofort nach der Nachricht vom Wahlergebnis erleichtert festgestellt, daß nun wieder Platz für ernsthafte Gespräche sei, da es eine Niederlage für die Nationalisten in Deutschland und Frankreich war. An uns ist es, nachzudenken, welche politischen Vorteile uns ein anderes Ergebnis in Saarbrücken gebracht haben könnte, und aus der so erleichterten Situation eine Fortsetzung der eigentlichen, europäischen Aufgaben zu suchen.

So frivol es nun klingen mag — ein Hauptvorteil ist die Lehre gewesen, die unsern Propagandisten, und vor allem uns selber erteilt wurde. Wir mögen daraus lernen, wie anfällig wir auch weiterhin sind für den Aufruf zu der nationalen Begeisterung, die einmal entflammt, alle kühle Überlegung der größeren Zusammenhänge, der Folgen und Schäden, die daraus sich ergeben mögen, verzehrt. Schon die Äußerung des Gedankens, daß eine Desavouierung des Hoffmann-Regimes an der Saar von vielen Franzosen als ein Warnschuß vernommen worden wäre und jegliche Chancen irgendwelcher europäischen Wehrorganisation entscheidend vermindert hätte, klang wie Verrat an der Idee, die in manchen Köpfen schon wieder wie eine Alternative von deutscher oder französischer Hegemonie klingt. Daß Frankreich, so wie es ist, mit allen Ressentiments und allen Gefahren einer doppelten Bedrohung von rechts und links, eine Realität darstellt, mit der wir rechnen, und sogar auskommen müssen, lernt sich viel schwerer als der billige Jubel darüber, daß es bei uns so gut klappt und bei denen dort so unzuverlässig funktioniert.

Die Propaganda hat es leicht und die ernste Überlegung schwer. Aber wir werden nicht ohne sie auskommen, denn glücklicherweise fehlt es uns an der Stärke, die uns so oft die Besinnung geraubt hat. Also wollen wir uns entscheiden, nach dem Beruf, den wir lernen. In einem hohen Sinne dürfen die Akademiker sich als geistiges Gewissen der Nation fühlen; nicht mehr wie zu Hitlers Zeiten als die Propagandakompanie, die an der Stelle des geringsten Widerstandes durchbricht, um am Ende ins Nichts vorzustößen, sondern eher als ein Widerstand in Augenblicken, da das Metier mit den Publizisten durchgeht und es an Leuten fehlt, die die Besinnung behalten.

Karl-Heinz Liebe

2 Stück

Unterwiesing
104 Bibliothek

Studentendemokratie gegen Studentenparlament

Außergewöhnliches schienen die Kommilitonen zu erwarten, die am 4. Dezember Saal und Empore der Frankfurter Universitätsaula dicht anfüllten. Es war nicht von Anfang an klar, welches das besondere Interesse war, das man von dieser Vollversammlung befriedigt sehen wollte.

Den Rektor, Magnifizienz Prof. Horkheimer, jedenfalls schien die rege Beteiligung sehr zu freuen. Er nahm sie ernst und wollte sie ernst genommen wissen. Deshalb sagte er:

„Daß hier einige von Ihnen keine Plätze finden und stehen müssen, zeigt, daß alles noch im Aufbau begriffen ist. Zur Zeit Rousseaus dachte man, Demokratie bestände darin, daß diejenigen, die ihre Regierung wählen, zusammenkommen und in Urversammlungen sich aussprechen, und ihre Vertreter dann zueinander schicken von den verschiedenen Orten aus, so daß die Regierung konstituiert wird. Davon ist man in der Massendemokratie abgekommen. Denn wie sollte man die Menschen zusammenbringen? Die meisten von ihnen haben mit denen, von denen sie regiert werden, noch nie ein Wort gesprochen oder sie von Angesicht zu Angesicht gesehen, es sei denn in illustrierten Zeitungen. Hier in der Universität während der Studentenzeit, die utopische Züge trägt, wäre so etwas möglich. Die studentische Vollversammlung könnte eine Urversammlung sein. Es könnte so sein, daß alle, die etwas zu sagen haben, sich zusammenfinden und die wählen, die sie vertreten sollen und die sie auch zur Rechenschaft ziehen können. Dies gilt zuerst für die Vertretung im AStA. Der Lehrkörper würde sich der Pflicht nicht entziehen, wenn eine aktive Studentenschaft vorhanden ist, sich mit ihr auseinanderzusetzen, zu ihr zu sprechen und gemeinsam bewegende Fragen mit ihr zu erörtern. Dies liegt an der Aktivität der Studenten selbst. Man sagt gerade in diesen Jahren, daß manche Einrichtungen, die es in anderen Ländern gibt, in Deutschland als Modelle eingeführt werden sollen. Ich glaube, es ist an der Zeit, daß das deutsche Volk, insbesondere aber die deutsche Studentenschaft die Kraft hat, eigene Formen zu finden, die für andere Völker Modell werden können. So wünsche ich, daß Sie in allen studentischen Angelegenheiten nicht nur etwas Langweiliges sehen.

Es gibt in der Welt nicht eine Verwaltungsangelegenheit, in die nicht auch ein Stück Gesinnung hineingebracht werden kann. Die Gesinnung der studentischen Jugend hätte noch immer die sein sollen, den geistigen und menschlichen Fortschritt in der Welt zu bewirken, für Gerechtigkeit, insbesondere auch für soziale Gerechtigkeit einzutreten und dafür zu sorgen, daß in der Welt die Wahrheit nirgendwo verhüllt wird, und daß es Menschen gibt, die für diese Werte eintreten. Das können sie hier in der Universität in vieler Hinsicht lernen und betreiben, aber insbesondere dort, wo sie an den Aufgaben der Universität teilnehmen.

Die Aufgaben in diesem Semester, die dem AStA und der Studentenschaft gestellt sind, sind groß. Der AStA nimmt teil an all den Besprechungen, die sich beziehen auf unser merkwürdiges Experiment, nämlich ein gutes Studentenhaus einzurichten. Es ist nicht nur eine ökonomische Angelegenheit. Nicht nur eine Sache, die man begrüßt, weil viele Studenten dort wohnen können. Wir wollen auch künstlerische und andere kulturelle Bestrebungen in diesem Studentenhaus fördern. Aber wir bedürfen der spontanen und aktiven Mitwirkung der Studenten. Wir müssen wissen, was sie wollen und daß sie mitmachen wollen. Dann schaffen wir die Möglichkeiten, wo sie sich betätigen können. Der AStA nimmt Teil am Wiederaufbauausschuß der Universität. Wir haben kein auditorium maximum, keine eigene Bibliothek, die Hörsäle sind zu eng und zu traurig. Unsere Institute sind schlecht versehen mit dem Notwendigsten. Dies zu ändern ist weitgehend Sache des Bauausschusses. Aber auch solche Dinge unterliegen dem Einfluß der Mitarbeit der Studenten, wozu ihnen die verschiedenen Studentenzeitungen die Möglichkeit geben. Da ist der DISKUS, aber auch andere. Die Studenten sollen hier ihre Ansichten demonstrieren ohne sich zu genieren, das auch im Druck zu sehen, was sie denken. Hier soll eine Aussprache stattfinden.

Es bedarf also der allgemeinen Spontaneität, die darüber hinaus sich z. B. äußern kann in Vorschlägen über Prüfungsordnungen. Aber wenn von der studentischen Seite kein Druck erfolgt und nicht Mitarbeit und Ratschläge erfolgen, dann werden die Neuerungen, die notwendig sind, sich nur langsam vollziehen.

Daß der Mensch von oben gelenkt werde, scheint die Tendenz der Zeit zu sein. Wir wollen zusammenarbeiten, um dieser Tendenz zu widerstehen.“

Nach diesen ermunternden Worten breitete dann der 1. Vorsitzende des Allgemeinen Studentenausschusses, cand. rer. pol. Gruppe, die Themen aus, die in der studentischen Selbstverwaltung zu diskutieren wären. Er erwähnte den Erfolg, daß bei der neuen Tarifierhöhung der Straßenbahn die Studenten verschont bleiben, nicht zuletzt dank der Vorsprache bei den verschiedenen Fraktionen des Stadtparlaments; mit der Bundesbahn laufen Verhandlungen über die Verbesserung der Bedingungen

für den Gebrauch von Schülerfahrkarten. — Dann ging er über zu den großen Brocken, nämlich 1.

das Studentenhaus.

Die Verteilung der Wohnplätze ist so gedacht: 70 Studentinnen, 30 Studenten, 30 Ausländer (herzliches Gelächter über dies dritte Geschlecht). Bisher gibt es 270 Anwärter, aber es ist mit noch erheblich mehr zu rechnen. Die Auswahl soll noch vor Weihnachten getroffen werden. Wer die Auswahl Sitzungen, deren Datum durch Anschlag bekanntgemacht wird, versäumt, verliert seine Anrechte. Berücksichtigt werden vorweg Soforthilfempfänger, Ostzonen- und Ostflüchtlinge, „Fernfahrer und Pendelwanderer“. Benachteiligt werden die ersten beiden Semester, denn „sie sollen Gelegenheit haben, die Unzulänglichkeit der Frankfurter Wohnmöglichkeiten kennenzulernen.“ — Die neue Mensa funktioniert durch Selbstbedienung. Die Einwohner haben auf jedem Stockwerk eine kleine Kaffee-, resp. Teeküche zur Verfügung. —

Nun konnte gefragt werden. cand. phil. Birkner kritisierte die 5,— DM, die semesterlich dem Sportinstitut überwiesen werden, also runde 50 000,— DM im Jahr, im Vergleich mit den 8,— DM der Krankenversicherung, die Ungenügendes leiste und nach allgemeiner Zustimmung auf Kosten des wenig populären Sportbeitrags verbessert werden kann. — Nächster Punkt:

Das Studentenwerk e. V.

Das ist vorgegriffen, denn noch immer ist die Eintragung ins Gerichtsregister nicht geschehen; aber wenigstens ist die Satzung eingereicht, an der 2 AStA-Vertreter mitgewirkt haben. Schon jetzt amtiert ein neuer Geschäftsführender Vorstand, bestehend aus zwei Dozenten (Prof. Hagenmüller und Frau Dr. Ditt- rich) und einem Studenten (dipl. rer. pol. Hick). Der erweiterte Vorstand besteht aus 11 Mitgliedern, von ihnen sind 5 Studenten. Mitglied des Studentenwerks ist nur, wer sich ausdrücklich als solches einträgt; also ist die Vollversammlung der Studentenschaft nicht auch Mitgliederversammlung. Ungeachtet dieser möglichen juristischen Spitzfindigkeit fuhr cand. rer. pol. Gruppe in seinem Bericht fort.

Er hob die Verdienste des bisherigen Geschäftsführers Dr. Stackelbeck hervor, der zusammen mit dem Buchhalter Beck das Werk unter sehr schwierigen wirtschaftlichen und juristischen Bedingungen aufgebaut hat. Eine Prüfung der Bilanz durch den Landesrechnungshof hat inzwischen einige Überschreitungen von Befugnissen — ohne die nötige Zustimmung des Vorstands — festgestellt, u. a. die folgenden:

eine Studienberaterin wurde gegen den Willen des Vorstands vertraglich gegen Gehalt verpflichtet,

ein Auto wurde eigenmächtig gekauft und wieder verkauft, eine zahnärztliche Apparatur wurde gegen den Willen des Bauausschusses für das Studentenhaus erworben.

Man hat darauf den beiden obengenannten Herren den Verzicht auf ihre Ämter empfohlen, um einen neutralen Fortgang der Überprüfung außer Zweifel zu stellen. Für die Beurlaubung sei auch ein Grund gewesen, daß eine engere Zusammenarbeit zwischen Studentenwerk und Studentenschaft geplant ist. Dementiert wurden Gerüchte, daß Unterschlagungen, in Höhe von 20 000,— DM vorgekommen seien.

Anfragen über den Autopreis und das Eintopfessen füllten eine magere Diskussion. — Und dann begann die Hauptschlacht — um

das Studentenparlament.

Es ging sehr parlamentarisch zu — nur bleibt die Frage offen, ob Magnifizienz, die längst die Versammlung verlassen hatte, diese Schlacht gegen das Parlament mit seinen Worten von den „eigenen Formen, die für andere Völker Modell werden können“, als ein solches Modell verstanden hätte. Der Vertreter der medizinischen Fachschrift, cand. med. Lapp, begründete einen Antrag auf Abschaffung des Parlaments — das seine Unfähigkeit zu praktischer Arbeit bewiesen habe und schlechthin überflüssig sei. Die Debatte spitzte sich zu, eine Abstimmung ergab die Mehrheit gegen das Parlament, man begriff, daß damit auch der vom Parlament gewählte AStA vielleicht abtreten müsse, es stellte sich heraus, daß die Vollversammlung nicht einmal den Befehl zur Selbstabschaffung ans Parlament geben kann — aber niemand sagte, daß diese Institution ein wichtiger Zusammenhalt zwischen der immer getrennter operierenden Fachschaftsvertretungen werden könnte. Es war nicht sicher, ob nicht eine allgemeinere Parlamentsfeindseligkeit hier sich hervortat, den meisten unbewußt, und doch ein Symptom, das sehr ernste Besprechung verdient.

Wie sagte doch Magnifizienz? „Es gibt in der Welt nicht eine Verwaltungsangelegenheit, in die nicht ein Stück Gesinnung hineingebracht werden kann“. Verwalten ist wohl einfacher, aber wie wäre es, wir versuchten es noch ein bißchen, auch die Gesinnung zu lernen, daß die Selbstverwaltung uns nicht nur betrifft, sondern daß wir uns daran auch mit Rat beteiligen?“

H. Lamprecht



Thomas Mann las in der Aula der Frankfurter Universität aus dem „Hochstapler Felix Krull“. Neben ihm seine Frau Katja Mann. (Photo: S. Birkner)

Das Flugzeug

Der Student ist ein Frühaufsteher. Besonders wenn er muß. Deshalb strebt er auch in grimmiger Kälte zu nachtschlafender Zeit — es ist kurz nach acht Uhr — auf den Haupteingang des Jügelhauses zu. (Für Nichtwissende: Jügelhaus = Hauptgebäude der Universität.) Er stolpert schlaftrunken die abgewetzten Stufen empor, eilt zähneklappernd durch den „Windkanal“ und reißt mitten im Eilen den Mund weit auf (Studenten können das).

Diesmal tut er's vor Staunen. Das Flugzeug hätte ihm mitten hineinfliegen können. Aber es liegt friedlich auf dem Boden und legt seine Flügel auf die beiden Treppen. Seit der Student einmal hauptamtlich damit befaßt war, hat er etwas gegen Flugzeuge. Das war nämlich zu der Zeit, als die Herrenmode vom eisernen Hut beherrscht wurde. Also wirft er einen unfreundlichen Blick auf das Luftvehikel und entfernt sich rasch und brummend nach der rechten Seite. Natürlich war es klar, was hier gespielt werden sollte: der „Akaflieg“ macht in Propaganda-Großeinsatz. „Akaflieg“ ist die schönste deutsche Abkürzung und heißt wörtlich übersetzt „Akademischer Fliegerclub“. Ehrenmitglied des „Akaflieg“ ist die bekannte Memoiren-Schriftstellerin ihrer großdeutschen Erlebnisse, die Flugkapitän Hanna Reitsch. Der Student denkt bei sich: „Aha, Mikosch rückt ein“, der Mikosch mag auch fliegen, nur gut, daß nicht jeder Mikosch heißt. Aber noch etwas ist ihm besonders aufgefallen. Dafür hat er noch keine Erklärung gefunden: das Vorderteil besagten Flugzeuges ist mit der Bundesflagge bedeckt. Wie ein Katafalk sieht das aus.

Nach einigen Stunden verläßt Studiosus das Haus durch die Hintertür. Beim Mittagessen hört er die „Rundschau aus dem Hessenland.“ Botho Jung berichtet von der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Soeben habe der Rektor ein Segelflugzeug auf den Namen „Magnifizienz“ getauft. Es ist die Rede von hochherzigen Spendern und vielen tausenden Arbeitsstunden der „Akaflieg“-Mitglieder. Die Studentenschaft habe ein neues Segelflugzeug.

Der Student hört auf zu schmatzen, wird rot und schämt sich ob seiner lästerlichen Gedanken vom Vormittag. Aber, er schämt sich nur ein wenig.

Am späten Nachmittag geht er wieder auf das Flugzeug zu — nicht mehr ganz so unfreundlich aber doch sehr skeptisch. Als er seinen gewohnten Blick auf die Uhr werfen will, sieht er zwar nicht diese, wohl aber den Schwanz vom neugetauften Segelflugzeug. Das erbost ihn sehr und als er sich gar bücken muß, um unter dem Flügel hindurch Hörsaal C zu erreichen, ist er wieder voll kleinlichen Zornes. Sein seelisches Gleichgewicht ist gestört, er vermag sich in den folgenden anderthalb Stunden nicht zu konzentrieren, er beschießt mitten im Hörsaal brave Mädchen, die studieren wollen, mit Papierkügelchen.

Um 18.22 Uhr besteigt er stoßend, schiebend und getreten den Omnibus und fährt nach Hause. Jedermann weiß, was es heißt, um diese Zeit öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen. Hier endlich kommt dem Bedrängten die befreiende Erleuchtung: was brauchen Studenten Omnibus zu fahren, sie dürfen ja fliegen, in eigenen Flugzeugen, auch ohne Mikosch zu heißen. Welche Perspektiven für die Zukunft. Der akademische Doppelsitzer ist sogar für studentische Paare geeignet. Man kann zwar nicht nebeneinander sitzen, dafür aber hintereinander; das ist mindestens genau so schön, wenn nicht noch schöner.

H. Pelkner

Klar denkende Studenten aller Semester und Fakultäten
abonnieren auch im Wintersemester 1952/53 die

Monatlicher **Vorzugspreis** für Studierende: **DM 2 90**

Probenummern und Bezugsbedingungen bei stud. rer. pol. Wolfgang Meier, Frankfurt am Main, Goldsteinstraße 137

Deutsche Zeitung
und **Wirtschafts Zeitung**

Herausgeber: Bernard Claudé, Hans Gierschick, Wilhelm Hick, Nikolaus Schultis, Robert Stern. Für die Redaktion verantwortlich: Politik, Wirtschaft und Ausland, Karl-Heinz Liebe; Ost-West-Fragen und Sport, E. W. H. Lamprecht; Universitäten und Presse, Beate Schmidt; Literatur und Kunst, Hans Wilhelm Nicklas; Wissenschaften, Alexander Böhm.
Geschäftsführung: Peter Götz, Anzeigenverwaltung: Heinrich Götz, Frankfurt a. M., Rheinstraße 7, Tel. 7 72 09.
Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung“, Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 17, Tel. 7 00 91, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.
Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlendorf, Frankfurt a. M., Eckenheimer Landstr. 60b, Tel. 5 11 78.
Abonnements zum Preise von DM 1,— für Wintersemester 1952-3 und Sommersemester 1953 schriftlich bestellen unter Einsendung des Geldes an die Geschäftsführung: Rheinstraße 7.

Demokratie – aber . . .

Die Gemeinschaft demokratischer Studenten an unserer Universität hatte eine Veranstaltung mit dem Thema „BDJ-Dolchstoß in den Rücken der Demokratie?“ angekündigt. Wenige Tage später waren die Plakate mit weißen Zetteln des Inhalts überklebt, daß die Veranstaltung nicht stattfinden könne: auf Wunsch des Herrn Bundesjustizministers und auf Anweisung des Herrn hessischen Ministerpräsidenten an den vorgesehenen Referenten, Herrn Bartsch, Dr. Dehler begründete seinen Wunsch damit, daß er „die öffentliche Erörterung der Tatbestände, die Gegenstand eines schwebenden Ermittlungsverfahrens sind, nicht für sachdienlich“ halte. Diesen Wunsch übermittelte Dr. Dehler an den hessischen Ministerpräsidenten, der daraufhin den Referenten des Abends, der zugleich sein persönlicher Referent ist, bat, den Vortrag nicht zu halten, „um auf jeden Fall zu vermeiden, daß der Herr Bundesjustizminister uns den Vorwurf machen kann, wir hätten durch eine öffentliche Versammlung in ein schwebendes Verfahren eingegriffen.“

Es ist sehr ungewöhnlich und unseres Wissens das erste Mal, daß ein Bundesminister Einfluß auf die politische Tätigkeit einer studentischen Vereinigung genommen hat. Seine Besorgnis, es könne in ein schwebendes Verfahren eingegriffen werden, ist unbegründet. Die Tatbestände sind in der Presse, im Rundfunk und in einer Sitzung des Bundestages behandelt worden. Erklärungen und Gegenerklärungen über die „BDJ-Partisanen“ sind in nicht mehr zu übersehender Anzahl abgegeben worden. Wie könnte da eine öffentliche Veranstaltung ein Eingriff in ein schwebendes Verfahren sein?

Das Problem hat zwei Seiten. Eine juristische und eine politische. Über die politische Seite muß sich jeder Staatsbürger sein Urteil bilden können. Das kann er nur, wenn er die Fakten kennt. Die Versammlung der Gemeinschaft demokratischer Studenten wollte zu dieser Meinungsbildung beitragen. Es hieß aber, die Demokratie unter das Demoklesschwert setzen, wollte man sie stets zum Stillhalten zwingen, wo ein schwebendes Verfahren aus seiner Ruhe gebracht werden könnte durch das Interesse, das die Öffentlichkeit, mit gutem Recht, an ihr nimmt, weil sie selbst bedroht war. In einem solchen Fall weiß nämlich diese Öffentlichkeit, daß es ein politisches Problem ist, das sie unmittelbar angeht. Es kann nur Mißtrauen gegen die Staatsautorität erwecken, wenn sie mit dem Hinweis auf die juristischen Kompetenzen ein legitimes demokratisches Interesse mundtot zu machen versteht.

K. H. L.

Heilige Belange

„Wir haben keinerlei Verständnis dafür, daß . . .“ — diese Formel hat die Spur des allzu Menschlichen, die ihr zu der Zeit der geharnischten Briefe noch anhaften mochte, heute, im Zeitalter der Volksgerichtshöfe, der großen und kleinen Hauptprozesse abgestreift. Überall da ist sie zuhause, wenn sie niedergetreten, erstickt und abgewürgt, wo kurzer Prozeß gemacht werden soll. Jüngst hat sie in Prag ihre teuflische Rolle gespielt und insgeheim auch bei der Aburteilung Auerbachs in München; selbst wenn sie es nur auf ein heimatloses Theaterstück abgesehen hat, geistert in ihr unüberhörbar das Freislerorgan:

„Wir haben keinerlei Verständnis dafür, daß ein Theaterstück wie ‚Der gute Mensch von Sezuan‘ im hiesigen Städtischen Theater aufgeführt wird, und zwar aus zwei Gründen: In diesem Stück wird das Göttliche in einer schamlosen Weise lächerlich gemacht. Wir nehmen es sehr übel, wenn in unserem Städtischen Theater die Gefühle von Menschen, die ihnen heilig sind, in einem Stück ohne jede künstlerischen Belange herabgesetzt werden.“

Es kommt weiter hinzu, daß dieses Stück eine rein kommunistische Angelegenheit ist. Es gehört schon ein gehöriges

Maß von Mangel an Fingerspitzengefühl dazu, daß in unserer heutigen politischen Situation von einem zum Kommunismus sich bekennenden ‚Dichter‘ ein derartiges Propagandastück aufgeführt wird.“

So heißt es — der Frankfurter Neuen Presse vom 28. November zufolge, welche auch die Prager Todesurteile meldet — in einer Rede des Fraktionsvorsitzenden der CDU im Frankfurter Stadtparlament, und nicht viel anders dürfte in einer internen Konferenz der SED, in der man einer Aufführung des Stücks in der Ostzone vorbeugte, gesprochen worden sein, sofern das dort erst nötig war. Die Sprache von Brechts Stück ist anders, es sei denn, es rede der kalte Shui Ta mit der Teufelsfratze. Im übrigen ist an dieser westöstlichen Auslassung außer der Versicherung, daß man aus zwei Gründen keinerlei Verständnis habe, kein wahres Wort: das Göttliche wird nicht lächerlich gemacht, sondern daß die Menschen einmal an Götter und ihre Hilfe geglaubt haben, erscheint als Voraussetzung dafür, daß in der gottverlassenen Welt einer gut sein will, zu anderen und zu sich selber; es werden nicht die heiligen Gefühle herabgesetzt, die die Menschen an die Götter wenden, sondern einzig die der Frau Mi Tzü, der ihr Geldsack heilig ist, und das kann nur sehr übelnehmen, wer diese Gefühle teilt; das Stück hat zwar keine künstlerischen Belange, aber nur deshalb, weil es nicht in der Kunst, sondern nur in Politik und Geschäft „Belange“ gibt. Der Slogan „rein kommunistische Angelegenheit“ aber ist gegenüber einem Publikum, das keineswegs aus Kommunisten bestand und doch hingerissen und betroffen war, in seiner apodiktischen Kürze schlichtweg eine Unverschämtheit. Der Fraktionsvorsitzende fragte sich selber, ob ein Stück östlicher Propaganda, das, und wäre es noch so geschickt gemacht, am Publikum und an ihm abgeglitten wäre, ihn so außer Sprachverfassung hätte bringen können, wie er bei seiner Rede — „... gehört schon ein gehöriges Maß von Mangel an Fingerspitzengefühl . . .“ — offenbar gewesen ist. Und gesetzt, er schätzt das Publikum nicht für so dumm ein, daß es zwischen dem Eigensinn eines Stückes und dem, was man im Osten von ihm sich versprechen mag, nicht zu unterscheiden wüßte, — warum dann soviel Aufregung? Wogegen muß dann Gott und Stalin mobilisiert werden?

U. A. w. g.

René Ernst

Akademische Freiheit

Ein Lehr-Stück

Wenn Dr. Robert Lehr, der Herr Bundesminister des Innern, im vergangenen Monat am Kommerz der Akademischen Altherrenschaften Westdeutschlands teilnahm, geziert mit Band und Mütze, so erschien dort „eine hochgestellte Persönlichkeit“ und nicht der zuständige Ressortchef der Bundesregierung (die keinen Minister für Erziehung und Unterricht hat) — wobei im übrigen unbesprochen bleibe, wie zahlreiche Sympathien aus den verschiedenen Bonner Ämtern ihn bei dieser nichtamtlichen Mission begleitet haben mögen. Es wäre also nicht recht, wollte man behaupten, daß die Alte Burschen-Herrlichkeit, die in Hannovers Niedersachsenhalle noch eins trank und sang, nur dank der Lehr-Freiheit Morgenluft witterte. Sie hat sie auch schon ohne Bundesschutz genossen, beim großen Freilichtfrühstücken auf dem Marktplatz von Marburg am 20. Juli dieses Jahres, und nie hat man erfahren, ob sie dies Datum wählte zum Zeichen, daß wir aus der Geschichte nichts lernen können oder anstelle eines Salamanders für den Herrn, der an dem Tag sieben Jahre zuvor einen Aufstand niederschlug.

Wer ein schlechtes Gewissen hat, verteidigt sich, noch ehe er dazu aufgefordert ist. So sagte der Vorsitzende der hannoverschen Altherrenverbände, Dr. Böttcher, das Tragen von Farben bedeute nichts anderes als die Symbolisierung der angestrebten akademischen Freiheit. Niemand sei berechtigt, das Tragen von Farben zu verbieten, es sei denn, die Träger verstießen gegen das Grundgesetz. — Da ist die Verteidigung schon das Geständnis: das Grundgesetz sei die Grenze, das Verbot, geschaffen, sich daran zu reiben. Und die akademische Freiheit, die da angestrebt wird, ist eine ganz besondere. Hat sie doch Dr. Lehr genau definiert, als er festredend sagte, daß die Lebensgemeinschaften des Volkes für seine (also doch des Herrn Innenministers) Innenpolitik von höchster Bedeutung seien, und er lege Wert darauf, daß sie sich bewußt nach außen hin abgrenzten.

Damit war es heraus — sowohl die Fanfare gegen den weiterhin geltenden Beschluß der Tübinger Rektorenkonferenz von 1949, der sich an die Altherrenschaften wandte und „mit ernster Sorge die Gefahren“ beschwor, die in der „Tendenz zur Wiederherstellung alter, überlebter Gemeinschaftsformen“ liegt; wie auch das erneute Bekenntnis zur bewußten Abgrenzung der akademischen Lebensgemeinschaften, die solche Praxis auch im akademischen Beruf fortsetzen — und nicht zuletzt im Staatsdienst.

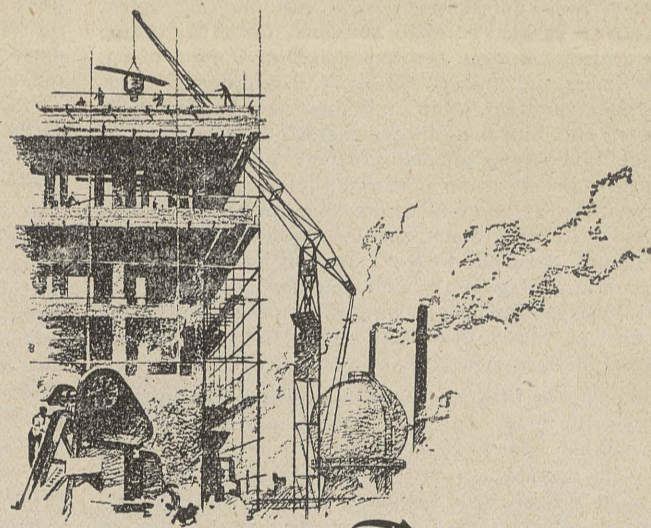
Seit den Tagen, da die Alten Herren von Marburg und Hannover einen Beruf ergriffen und noch glauben konnten, daß Akademiker eine Kaste für sich seien, vielleicht sogar etwas Besseres, hat sich zu viel geändert, als daß sich mit einer Abgrenzung ihrer Lebensgemeinschaft noch viel Staat — oder vielleicht gar ein guter Staat machen ließe. Der Lehrer kann da mit dem Mechaniker selten konkurrieren, und der Regierungsrat noch lange nicht mit dem nichtstudierten erfolgreichen Vertreter. Fast alle akademischen Berufe sind heute Spezialisten in größeren Gemeinschaften, und nur mit ihnen zusammen können sie die Freiheit neu erringen, die geistige nämlich, die wir noch lange nicht wieder besitzen, und die uns mehr not tut als der volle Wicks.

H. L.

. . . virgines dum sumus

Je mehr die Gesetzentwürfe über die Gleichberechtigung der Frau ihrer parlamentarischen Behandlung entgegensehen, desto heftiger wird der Streit über das Für und Wider der Gleichberechtigung. Einer Frankfurter höheren Mädchenschule blieb es jedoch vorbehalten, die gesamten Diskussionen um jenen Clou zu bereichern, der die Lächerlichkeit der kompromisslosen Gleichberechtigungskämpfer(innen) ins Rampenlicht rückt. Bei einem Schulfest wollte man neben anderen aufmunternden Sprüchen das bekannte Studentenlied „Gaudeamus igitur, iuvenes dum sumus“ an die Wand heften. Doch das ängstliche Streben nach Gleichberechtigung zwang zu einer Umdichtung, so daß man lesen konnte: „Gaudeamus igitur, virgines dum sumus“. Man hatte bald das Peinliche dieser Situation („... solange wir noch Jungfrauen sind . . .“) empfunden und das Schild verschwand eiligst in der Versenkung. Es wäre nicht weiter bedeutungsvoll, wenn es nicht bezeichnend wäre für jene um Gleichberechtigung ringende amazonenhafte Gereiztheit von Studienrätinnen, die allen Ernstes den soziologisch interessanten Begriff der „weiblichen Geschlechtsgesellschaft“ geprägt haben, die gegen die böse Männerwelt zu Felde ziehen muß. Daß die Frauen wirklich die totale Gleichberechtigung wollen, die ihnen die Extremisten im Bundestag zgedacht haben, scheint sehr fraglich. Oft regeln sich die Fragen in der Ehe von selbst, und nach Gleichberechtigung wird nur, „virgines dum sumus“, gerufen, später nicht mehr. Eine Tröstung für die um ihre Vorrechte bangende „männliche Geschlechtsgesellschaft“, die nun aufatmend die ersten Worte des zitierten Liedes singen kann: „Gaudeamus igitur!“

F. W. H.



DEM LEBEN TÄGLICH NAHE

Ein großes Unternehmen kann nur leben, wenn es alle Vorgänge auf den In- und Auslandsmärkten sorgfältig beobachtet, Veränderungen rechtzeitig aufspürt, die Meinung der Verbraucher erforscht und jedem Auftrag die gebührende Beachtung schenkt.

Wir haben unsere Verkaufsorganisation zu diesem Zweck weiter ausgebaut: 9 Beratungsstellen der Verkaufsabteilungen Farben und Chemikalien, 9 Arzneimittel-Kontore der pharmazeutischen Abteilung und 7 Büros der Gruppe Landwirtschaft stehen unserer Kundschaft jetzt wieder in Westdeutschland und Berlin zur Verfügung. In fast allen europäischen und in den meisten außereuropäischen Ländern sind jetzt wieder Auslandsvertretungen für den Vertrieb der Hoechst Produkte und für die Beratung unserer Kunden eingerichtet. Auf diese Weise: dem täglichen Leben nahe, mit der Praxis unmittelbar verbunden, arbeiten Forschung, Produktion und Verkauf zusammen. Unser Name ist mehr als eine Firmenbezeichnung. Er ist ein LEISTUNGS-AUSWEIS für die Qualität unserer Erzeugnisse.



FARBWERKE HOECHST

vormalig Meister Lucius & Brüning
Frankfurt (M)-Hoechst

**Wollen Sie den
DISKUS abonnieren?**

Anruf genügt: Telefon 700 91, App. 213

(Kritik erbitten wir schriftlich)

Das „Bonner Zuchthausgesetz“

Seit einiger Zeit gibt es auch in der Bundesrepublik eine Rechtsprechung im Bereich des Politischen. So hat unser höchstes Gericht, das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe, kürzlich die SRP, eine nationalsozialistische Nachfolgeorganisation, für verfassungswidrig erklärt und verboten. Demnächst wird vom selben Gericht über ein Verbot der Kommunistischen Partei entschieden werden. Andere Gerichte hatten die Frage zu entscheiden, ob die Hinrichtung von „Landesverrätern“ im Dritten Reich berechtigt war, oder ob es damals an einem Schutzobjekt fehlte, ob also das Deutschland der Nationalsozialisten unser Deutschland war, oder ob es ein anderes Deutschland war, das man als guter deutscher Patriot verraten mußte.

Diese und andere politische Entscheidungen von Gerichten finden unterschiedliche Aufnahme. Manche lehnen politische Entscheidungen ab, weil sie sich des Mißbrauchs von Gerichten für politische Zwecke im Dritten Reich und heute besonders in den „Volksdemokratien“ erinnern. Andere wieder sagen, nur die Geschichte könne über politische Fragen entscheiden, ob das nationalsozialistische Deutschland ein Rechtsstaat oder ein Unrechtsstaat sei etc. Schärferem Nachdenken halten diese Ansichten nicht stand. Die Geschichte entscheidet überhaupt nicht. Es entscheiden die Historiker, und zwar unterschiedlich. Und ob die Mehrheit der Historiker, falls sich unter diesen über eine geschichtliche Frage eine herrschende Meinung bildet, richtiger urteilt als ein Gericht, ist ebenfalls nicht sicher. Außerdem entscheiden die Historiker, wenn überhaupt, dann viel zu spät. Die Entscheidung, ob der SS-Richter Thorbeck den Admiral Canaris zu Unrecht oder zu Recht hinrichten ließ, brauchen wir aber heute und nicht in 200 Jahren. Ganz ohne politische Entscheidungen kommt ein selbständiger Staat nicht aus, auch die Bundesrepublik ist nur scheinbar ohne solche Urteile ausgekommen. Während unsere Gerichte nur kriminelle Handlungen im engeren Sinne bestrafen, verurteilten die Gerichte der Besatzungsmacht alle diejenigen, die den Bestand und die Sicherheit der Bundesrepublik durch Spionage und anderen Widerstand gefährdeten. Heute ist unsere Selbständigkeit auch auf diese Gebiete wieder ausgedehnt. Die Entscheidung, ob etwas verfassungswidrig ist, trifft bei uns das Verfassungsgericht. Daß dessen Urteile weniger von unsachlichen Überlegungen beeinflusst werden, als wenn Regierung oder Parlament die selben Entscheidungen zu fällen hätten, dürfte wohl selbstverständlich sein.

Manch einer hat nach 1945 gehofft, daß es nach allem, was geschehen war, niemandem mehr gebe, der nicht in einer rechtsstaatlichen Demokratie auf dem Boden der Verfassung am friedlichen Wiederaufbau Deutschlands teilnehmen wollte. Ein solches Maß von Gemeinheit und Dummheit, wie es sich bei den Verfassungsfeinden von links und rechts zeigt, konnte man sich zunächst nicht vorstellen.

Die Strafgesetze erwiesen sich bald als unzulänglich. Menschenraub und politische Denunziation waren nach den alten Bestimmungen des Strafgesetzbuches keineswegs in der ihnen angemessenen Weise unter Strafe gestellt. Alte und neue Nazis, die heute noch oder wieder stolz darauf sind, daß sie im dritten Reich das deutsche Ansehen beschmutzt haben, wurden wegen Sachbeschädigung und groben Unfugs zu geringfügigen Geld- und Haftstrafen verurteilt, wenn sie Bundes- und Landesfahnen herunterrissen oder alte Kampflieder gegröhlt hatten. Wer verfassungsfeindliche Organisationen gründete oder unterstützte (wie beispielsweise die kommunistische FDJ) konnte nicht bestraft werden, die Verbreitung verfassungsfeindlicher Schriften war überhaupt straffrei. Somit konnten politische Verbrecher, wenn überhaupt, dann nur wegen Taten, die nur indirekt mit ihrem eigentlichen Vergehen, nämlich mit der Gefährdung der Demokratie zusammenhängen, zu Strafen verurteilt werden, die nicht angemessen waren, also etwa wegen Nötigung, Widerstandes gegen die Staatsgewalt, Beleidigung usw.

Sind nun politische Übeltäter den Kriminellen gleichzustellen? Diese oft gestellte Frage wird man bejahen müssen; denn wer mit ungesetzlichen Mitteln den auf der von der Bevölkerung in freier Wahl anerkannten Verfassung beruhenden Staat angreift, vergeht sich an dem Rechtsgut der politischen Selbstbestimmung des Bürgers eines demokratischen Staates, das ein Rechtsgut ist wie Eigentum und Leben. Und daß die Folgen politischer Verbrechen viel schlimmer sind als die krimineller, beweisen uns die unzähligen Opfer faschistischer und kommunistischer Gewaltherrschaft.

Aus allen diesen Gründen, zu denen noch der der ständig zunehmenden Aktivität von aus der Sowjetzone infiltrierten Gegnern unserer Verfassung kommt, hat sich die Bundesrepublik, wie die eingangs erwähnten Urteile beweisen, zu einem entschiedeneren Vorgehen gegen subversive Elemente entschlossen. Die vom Bundestag erlassenen Strafrechtsänderungsgesetze vom 15. Juli und vom 30. August 1951 geben die Gewähr, daß politische Verbrechen in Zukunft angemessen geahndet werden. Die ersten nach diesen Gesetzen eingeleiteten Verfahren sind vor kurzem abgeschlossen worden. Die Öffentlichkeit wird nur

spärlich über diese Gesetze, denen noch ein weiteres, das Verbreitung von Rassenhaß (Antisemitismus etc.) unter Strafe stellt, folgen soll, unterrichtet. Die Feinde der Verfassung allerdings beschwerten sich bitter über das „Bonner Zuchthausgesetz“ — wie sie es nennen — das ihnen ihre antidemokratische Tätigkeit zu einem größeren Risiko macht als bisher.

In dem weit verbreiteten kommunistischen Pamphlet „Weißbuch gegen die Bonner Kriegspolitik...“ wird das Strafrechtsänderungsgesetz auf Seite 115 wie folgt kommentiert:

„Jeder, der mit der aggressiven USA-Politik, mit der Spaltung Deutschlands, mit der Remilitarisierung Westdeutschlands, mit dem chronischen Verrat Adenauers und Schumachers nicht einverstanden ist, ist zuchthausreif. Jeder, der über den Kampf um den Frieden mit Menschen der Deutschen Demokratischen Republik (d.h. die Sowjetzone) korrespondiert, ist für die Bonner Machthaber ein „Landesverräter“. Nach diesem „Gesetz“ gibt es nicht den geringsten Rechtsschutz mehr für die Bürger des westdeutschen Separatstaates.“

In der Tat richtet sich das Strafrechtsänderungsgesetz in einigen seiner Bestimmungen auch gegen das Verhalten, das die Kommunisten mit „Friedenskampf“ bezeichnen. In der westlichen Welt heißt der kommunistische Friedenskampf „kalter Krieg“. Die Friedenskämpfer — oder, wie man sie richtiger nennen sollte, die „kalten Krieger“ — sollen und wollen auch weniger um den Frieden kämpfen als unter Vermeidung eines heißen Krieges gewisse Ziele erreichen. Eines dieser Ziele ist die Schaffung eines einheitlichen Deutschlands in Unfreiheit, die Schaffung einer „Volksdemokratie“ Deutschland. Die KPD und alle ihre Tarnorganisationen und rechtsradikalen Helfer würden in einer freien Wahl nie genügend Stimmen erhalten. Also muß mit anderen Mitteln, mit Einschüchterung und Gewalt gearbeitet werden. So werden illegale Streiks inszeniert oder Volksbefragungen durchgeführt, bei denen derjenige, der seine Stimme nicht im gewünschten Sinne abgibt, mit Bemerkungen wie „Ihren Namen werden wir uns merken“ oder „das werden Sie noch einmal bedauern“ eingeschüchtert wird.

Verschleppungen, wie die kürzlich aufgeklärte Entführung des Berliner Rechtsanwaltes Dr. Linse in die Sowjetzone, Verrat von alliierten und bundesrepublikanischen Sicherheitsmaßnahmen, Bespitzelung von Personen, die aus der Sowjetzone in die Bundesrepublik geflohen sind, und Verbreitung bewußt unwahrer Behauptungen über die westliche Welt gehören weiter zum alltäglichen Repertoire der „kalten Krieger“. Diese Methoden bekämpft das Strafrechtsänderungsgesetz vom 30. August 1951. Es gliedert sich in drei Teile:

1. Hochverrat. Wegen Hochverrats wird in der Regel mit Zuchthaus bestraft, wer es unternimmt, mit Gewalt oder durch Drohung mit Gewalt die auf dem Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland und der Verfassung eines ihrer Länder beruhende verfassungsmäßige Ordnung zu ändern. Diese Bestimmung ist ein Schutz des Wählers, der durch seine Stimme sein Land regiert. Eine brutale Minderheit darf nicht die Verfassung ändern. Ebenso wird bestraft, wer die Bundesrepublik oder einen Teil derselben einem fremden Staate mit Gewalt einverleiben will und wer einen Anschlag auf das Leben oder die Entscheidungsfreiheit des Bundespräsidenten unternimmt. Mit Gefängnis wird der bestraft, der fahrlässig Publikationen verbreitet, die zum Hochverrat auffordern. Meines Wissens sind Hochverratsprozesse noch nicht durchgeführt worden. Mit Hochverratsanklagen ist aber in nächster Zeit zu rechnen.

2. Staatsgefährdung. Jede Handlung, die darauf hinzielt, die Bundesrepublik unter fremde Botmäßigkeit zu bringen oder ihre Verfassungsgrundsätze außer Kraft zu setzen, gilt als Staatsgefährdung. Die Verfassungsgrundsätze sind das Recht des Volkes, die Volksvertretung in freier, gleicher und geheimer Wahl zu wählen, die Bindung der Gesetzgebung an die verfassungsmäßige Ordnung und die Bindung der vollziehenden Gewalt und der Rechtsprechung an Gesetz und Recht, das Recht auf die verfassungsmäßige Bildung und Ausübung einer parlamentarischen Opposition, die parlamentarische Verantwortung der Regierung, die Unabhängigkeit der Gerichte und der Ausschluß jeder Gewalt- und Willkürherrschaft.

Nun wird aber nicht jeder bestraft, der eine staatsgefährdende Gesinnung hat oder äußert. Nur wer in staatsgefährdender Absicht der öffentlichen Versorgung dienende Anlagen beschädigt, Organisationen gründet, deren Tätigkeit sich gegen die verfassungsmäßige Ordnung der Bundesrepublik oder gegen den Gedanken der Völkerverständigung richtet, Angehörige von Behörden zu Pflichtwidrigkeiten anhält, Nachrichten an außerhalb der Bundesrepublik befindliche Dienststellen weitergibt, oder eine andere Straftat in dieser Absicht begeht, wird mit Gefängnis oder Zuchthaus bestraft.

Kürzlich hat der erste Prozeß wegen Staatsgefährdung vor dem Frankfurter Landgericht stattgefunden. Der kaufmännische Angestellte Rexrodt aus einem Grenzort der Bundesrepublik wurde zu 4 Monaten Gefängnis verurteilt, weil er auf Veranlassung der sowjetzonalen Polizei Nachrichten über die Ein-

heiten des Bundesgrenzschutzes im Gebiet Eschwege an eine Dienststelle des sowjetzonalen Staatssicherheitsdienstes verraten hatte.

Mit Gefängnis wird ebenfalls bestraft, wer Veröffentlichungen staatsgefährdenden Inhalts aus der Sowjetzone oder dem Ausland einführt oder derartige Schriften zur Verbreitung vorrätig hält. Auch bierselige Rechtsradikale, die die Bundeshymne verächtlich machen oder die Bundesfahne oder Landesfahnen schänden, haben jetzt empfindliche Gefängnisstrafen zu erwarten.

3. Landesverrat. Als Landesverrat gilt der Verrat von Staatsgeheimnissen sowie die Beziehung zu Personen, Regierungen oder Parteien außerhalb der Bundesrepublik, die angeknüpft wurden, um einen Krieg oder Zwangsmaßnahmen gegen die Bundesrepublik herbeizuführen, oder Verfassungsgrundsätze der Bundesrepublik zu beseitigen oder zu untergraben. Im kommunistischen Weißbuch heißt das: „Jeder, der über den Kampf um den Frieden mit Menschen in der DDR korrespondiert, ist für die Bonner Machthaber ein Landesverräter.“

Auch Verfahren wegen Landesverrats sind meines Wissens noch nicht zur Durchführung gelangt. Ermittlungsverfahren gegen Spione sind aber wohl im Gange. Meistens handelt es sich da um den Fall der landesverräterischen Beziehungen des § 100, Abs. 2 des StGB. Darin wird ein illegaler Nachrichtendienst über Flüchtlinge aus der Sowjetzone z. B. unter Strafe gestellt. Als Spione benützen die kommunistischen Machthaber gerne Menschen, deren Angehörige in der Sowjetzone verhaftet sind oder wenigstens verhaftet werden können. Man verspricht den Spionen für „gute Arbeit“ Freilassung der Angehörigen.

4. Ferner sind durch neugefaßte Einzelbestimmungen Strafschärfungen für politische Denunziation, Menschenraub, politische Beleidigung und Betätigung für eine vom Bundesverfassungsgericht verbotene Partei eingeführt worden. Wer jemanden in ein Gebiet verschleppt oder in einem Gebiet denunziert, in welchem entgegen den rechtsstaatlichen Grundsätzen der Verschleppte oder Denunzierte der Gefahr ausgesetzt wird, Schaden an Leib und Leben zu nehmen oder seiner Freiheit beraubt zu werden, wird in der Regel mit Zuchthaus bestraft. Auf Grund des entsprechenden Gesetzes in Berlin wurde der Student Hans Hofmann zu 18 Monaten Gefängnis verurteilt, weil er dem sowjetzonalen Sicherheitsdienst belastende Mitteilungen über in der Sowjetzone lebende Studenten machte, die daraufhin von den Sowjetzonalen Gerichten zu Zwangsarbeit verurteilt wurden. Derartige Verfahren werden demnächst auch in der Bundesrepublik stattfinden.

Dies ist in großen Zügen der Inhalt des Strafrechtsänderungsgesetzes. Selbstverständlich hat jeder Deutsche das Recht, sich gegen Remilitarisierung und gegen die Außenpolitik der Bundesregierung auszusprechen. Nur kann man von ihm verlangen, daß er seinen „Friedenskampf“ unter Achtung der Verfassung, der Rechte anderer und der Spielregeln der Demokratie führt wie Kirchenpräsident Niemöller und viele andere verantwortungsbewußte Männer und Frauen. Dort aber, wo der „Friedenskampf“ das Feigenblatt für die Bolschewisierung der Bundesrepublik darstellt, werden künftig der Staatsanwalt und der Strafrichter eingreifen.

Wir haben allen Grund, das „Bonner Zuchthausgesetz“ zu begrüßen, von dessen Anwendung wir in den nächsten Monaten hören werden. Das Gesetz allein genügt aber nicht. Die Feinde der Demokratie kann die Polizei, der Staatsanwalt und der Richter nur dann mit Erfolg bekämpfen, wenn jeder einzelne Staatsbürger sich hinter diesen Kampf stellt. Das ist heute noch nicht der Fall. Den Feinden der Demokratie setzt der Durchschnittsbürger teils Angst, teils versteckte Sympathie entgegen. Vor den Kommunisten hat „man“ Angst (außerdem sind sie ja gar nicht so schlimm!) und für die Neonazis empfindet „man“ so etwas wie Sympathie (außerdem sind sie ja nicht gefährlich!). Diese Einteilung ist die wirkliche Gefahr für Frieden und Freiheit. Wir müssen sie entschlossen in uns und in den anderen bekämpfen. Alexander Böhm.

Theologen und Mediziner in Opposition

Ein Vertreter der Erziehungsabteilung der amerikanischen Hohen Kommission in Berlin teilte mit, daß die theologischen und medizinischen Fakultäten, der sowjetzonalen Universitäten von den kürzlich erfolgten Massenrelegationen am stärksten betroffen seien. In diesen Fakultäten sei die Opposition gegen das kommunistische Regime besonders stark.

14 Verhaftungen von Studenten in der Sowjetzone wurden dem Amt für gesamtdeutsche Studentenfragen in der Zeit vom 1. bis 31. 10. 52 gemeldet.

Das neueste Werk von Stalin, „Ökonomische Probleme des Sozialismus in der UdSSR“, wurde auf Beschluß des Senats an der Ostberliner Universität zur Studiengrundlage für die Fachstudien in Natur- und Gesellschaftswissenschaft gemacht. Der Senat sprach die Erwartung aus, daß sich alle Studenten mit dem Werk Stalins vertraut machen werden.

Deutsche Effecten- und Wechsel-Bank

Gegründet 1821

vormals L. A. Hahn

Aktiengesellschaft seit 1872

Frankfurt am Main

Friedrich-Ebert-Straße 30

Bank-Spar-Konten
Außenhandelsbank

Fernsprecher: Nr. 90421

Fernschreiber: 04-1249

Parlamentarische Wirtschaft?

Es wird in der Bundesrepublik bald einen Bundeswirtschaftsrat geben. Bundeskanzler Adenauer kündigte schon zu Ende des letzten Jahres in seiner programmatischen Rede vor dem CDU-Parteitag in Karlsruhe den Gesetzentwurf an. Die Einigkeit, mit der die Unternehmerverbände und der Deutsche Gewerkschaftsbund die Schaffung eines Wirtschaftsrates fordern, ist erstaunlich. Wie der Rat aussehen soll, davon weiß man bisher nur, daß er „paritätisch“ besetzt und alle „nicht paritätisch zusammengesetzten Kammern ihrer Hoheitsaufgabe entkleidet“ werden sollen. Wir müssen uns also an die Geschichte halten.

Im Jahr 1920 wurde der im Artikel 165 der Weimarer Verfassung vorgesehene Reichswirtschaftsrat in einer vorläufigen Form geschaffen. Die ebenfalls vorgesehenen Bezirkswirtschaftsräte wurden nirgends aufgebaut. Der vorläufige Rat hielt bis ins Jahr 1923 Sitzungen ab, dann arbeitete man nur noch in Ausschüssen. Die Institution hat zwar einen Aktenstapel, hauptsächlich Gutachten und Empfehlungen, hinterlassen, einen beachtenswerten politischen Einfluß hat sie jedoch nie gehabt.

In der Weimarer Nationalversammlung beschrieb der Abgeordnete Sinzheimer, ehemals Professor an der Universität Frankfurt, den Sinn der Wirtschaftsräte und der ihr korrespondierenden Institution, der Arbeiterräte, folgendermaßen:

„Im Wirtschaftsleben besteht ein Gegensatz und eine Gemeinschaft. Der Gegensatz, der in unserem Wirtschaftsleben besteht und nicht übersehen werden kann, ist der Gegensatz zwischen Arbeit und Kapital. Deswegen ist erforderlich, wie schon die Kapitalinteressen ihre öffentlich-rechtliche Vertretung haben in den Handelskammern usw., auf der anderen Seite der Arbeit ihre besondere öffentlich-rechtliche Vertretung zu verschaffen, die sich auf alle Arbeiter und Angestellten erstreckt. Dieses öffentlich-rechtliche Vertretungsorgan ist der Arbeiterrat. Er ist eine einseitige Interessenvertretung, darauf gerichtet, den geschäftlichen Einfluß der Arbeit im ganzen zu erhöhen und zur Geltung zu bringen. Im Wirtschaftsleben besteht aber nicht nur ein Gegensatz zwischen Arbeit und Kapital, sondern auch eine Gemeinschaft. Diese Gemeinschaft wird begründet durch das Produktionsinteresse der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer. Die Wirtschaftsräte haben die Aufgabe, im Gegensatz zu den Arbeiterräten, diese gemeinsamen Produktivaufgaben, an denen Arbeitgeber wie Arbeitnehmer interessiert sind, zur Geltung zu bringen. Sie sollen die Interessen der Produktion fördern und alle an der Produktion interessierten Kreise heranziehen, um die Produktivität zu steigern, die Produktionskosten zu verringern und die Produktion möglichst unter sozialen Gesichtspunkten zu regeln. Die Funktion des Arbeiterrates ist die sozialpolitische Auseinandersetzung zwischen den verschiedenen Klassen, die Funktion des Wirtschaftsrates ist Gemeinschaftsarbeit produktionspolitischer Art.“

Der Staatsbürger soll neben seiner politischen Vertretung im Parlament auch seine Repräsentation als „Wirtschaftsbürger“ finden, das ist der Grundgedanke des Wirtschaftsrats, der im Idealfall so etwas wie ein verkleinertes Spiegelbild der Volkswirtschaft sein müßte. Das Wirtschaftsratsystem setzt voraus, daß es gesellschaftliche Gruppen mit den gleichen wirtschaftlichen Interessen und politischen Reaktionsweisen gibt, deren Verhältnis zu einander und deren Einfluß auf die Gesamtgesellschaft man nicht dem freien Spiel der Kräfte überlassen darf, sondern in einer Institution — ähnlich einem politischen Parlament — ausbalancieren muß. So gibt sich das „Wirtschaftsparlament“, der Wirtschaftsrat, als ein durch die veränderten gesellschaftlichen Bedingungen seltsam deformiertes und verbogenes „Ständeparlament“ zu erkennen.

Im politischen Parlament ist Repräsentation leicht zu bewerkstelligen durch die Wahl, die voraussetzt, daß jeder Staatsbürger gleiches Interesse am Staat hat, und die deshalb jedem den gleichen Einfluß einräumt.

Wie soll sich aber Repräsentation vollziehen in einem Wirtschaftsrat? Holen wir uns noch einmal Auskunft,

wie in der Weimarer Republik die von Bundeskanzler Adenauer zitierte „paritätische Zusammensetzung“ aussah.

Der Reichswirtschaftsrat zählte 326 Mitglieder. Davon entsandten
68 die Land- und Forstwirtschaft,
6 die Gärtnerei und Fischerei,
68 die Industrie,
44 Handel, Banken und Versicherungswesen,
34 Verkehr und öffentliche Unternehmungen,
36 das Handwerk,
30 die Verbraucherschaft,
16 Beamtenschaft und freie Berufe,
12 Mitglieder „aus dem Wirtschaftsleben der Länder“ wurden vom Reichsrat ernannt,
12 weitere wurden von der Reichsregierung nach freiem Ermessen ernannt.

Diese Zahlen beruhen auf groben Schätzungen. Auch wie sich etwa die „Verbraucherschaft“ sinnvoll konstituieren, oder nach welchem Schlüssel die Repräsentanz der „Industrie“ sich zusammensetzen soll, ist nicht klar zu definieren, es sei denn man redet sich darauf hinaus, daß die ganze Aufteilung es ja ohnehin mit der Genauigkeit nicht ernst nimmt. Die Unmöglichkeit jedes Versuchs, eine sinnvolle Repräsentanz der gesellschaftlich-wirtschaftlichen Struktur zu erhalten, hat Max Weber in seiner, schon lange vor dem Weimarer Versuch erschienenen Schrift „Demokratie und Wahrecht“ dargelegt:

„Aber man braucht nur die ersten Anfänge eines Versuchs zu machen, die typischen Figuren der modernen Wirtschaft nach ‚Berufen‘ so zu gruppieren, daß die bestehenden Gruppen als Wahlkörperschaften für eine allgemeine Volksvertretung brauchbar wären — dann steht man vor dem vollendeten Unsinn. Gleich die eigentlichen ‚Leiter‘ des Wirtschaftssystems finden einfach gar keinen Platz. Unter welche ‚Berufe‘ — es stünden deren Dutzende zur Wahl — sollen die Herren Stinnes, Thyssen, Krupp v. Bohlen, Graf Henckel-Donnersmarck, v. Mendelsohn, Rathenau, die persönlich haftenden Gesellschafter der Disconto-Gesellschaft und so weiter verteilt oder sollen sie vielleicht in einer einzigen Wahlkörperschaft der ‚Riesenunternehmer‘ vereinigt werden? Und sollen andererseits die Generaldirektoren Kirdorf, Hugenberg und ihresgleichen unter die ‚Betriebsbeamten‘ der einzelnen ‚Berufe‘ verteilt werden, oder was geschieht mit ihnen? So aber geht es nun von diesen höchsten Spitzen des kapitalistischen Betriebes bis zum untersten Boden. Gerade die wichtigsten von den Steuerleuten der heutigen Wirtschaft entziehen sich überall, bis zum Engrossortiment und und Betriebsvorstand herunter, jeder Einordnung unter materiell zutreffende Kategorien. Denn überall müßte ja für die Abgrenzung der Wahlkörperschaften ein formales Merkmal gefunden werden, dem aber unter den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen der materielle, ökonomische Sinn der betreffenden Stellung hundertfältig ins Gesicht schlägt. Unsere moderne Wirtschaft zeichnet sich ja im Gegensatz zur ständisch gebundenen Wirtschaft gerade dadurch aus, daß man aus der äußeren Stellung fast nie entnehmen kann, welche ökonomische Funktion dem einzelnen eignet, daß aber die eingehendste Berufsstatistik noch nicht das geringste von der inneren Struktur verrät.“

Die Herren Stinnes, Thyssen und Krupp gibt es heute nicht mehr. Die Differenzierung der Gesellschaft ist weiter fortgeschritten. An die Stelle der ‚Leiter‘ sind die Manager getreten. Sollen nun die Sitze im Wirtschaftsrat verteilt werden nach der Kapitalkraft der Betriebe? — Dann kämen die belegschaftsarmen und kapitalreichen Industriezweige wie etwa die chemische Industrie zu einem ungerechtfertigten Vorteil. Oder soll die Arbeiterzahl entscheidend sein? — Dann wären Landwirtschaft und Holzverarbeitungsindustrie im Vorteil. Oder nach der ökonomischen Bedeutung? — Was soll aber dann mit den Wirtschaftszweigen geschehen, die zu Zeiten ungeheuer wichtig, zu anderen von untergeordneter Bedeutung sind, etwa mit der Exportindustrie?

Eine Möglichkeit gibt es, das ist die Zusammensetzung à la carte, dem Katalog, der es mit der Machtverteilung nicht so genau nimmt. Aber welchen Sinn soll dann ein Wirtschaftsrat haben, wenn er gerade die Aufgabe, die er nach Ansicht seiner Vertreter vor allem bewältigen soll — jeder Gruppe in der Gesellschaft zu ihren Rechten zu verhelfen — schon in der Repräsentation nicht lösen kann, geschweige denn in der Wirklichkeit?

So muß jedes System, das eine gesellschaftlich-wirtschaftliche Repräsentation versucht, unweigerlich auf die Verfestigung eines fiktiven ideologischen Schemas hinauslaufen, das man sich von der Wirtschaftsstruktur macht und das von vornherein den Charakter des antiquierten trägt.

Um es noch einmal anders zu formulieren: gerade das politisch entscheidende konstitutive Element, der Schlüssel der Zusammensetzung, entzieht sich dem Zugriff und ist nur willkürlich, sozusagen durch Gewaltakt und starr zu schaffen. Es liegen die Verhältnisse gerade umgekehrt als im politischen Parlament. Hier entsteht die Kräfteverteilung durch die Wahl, die politischen Fronten können sich nur so bilden, wie es das Wahlergebnis vorschreibt. Im Wirtschaftsrat entstehen die Kräfteverhältnisse durch einen Verwaltungsakt, der sich an bestehenden Fronten orientiert. Hat sich der Rat einmal konstituiert, so besteht keine Möglichkeit mehr, sich an der Gesellschaft zu orientieren. Das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben zeichnet sich aber gerade durch die Mobilität aus, die er ausschließen muß. Der Wirtschaftsrat möchte den gesellschaftlichen Zustand beeinflussen, er kann es aber nur, indem er das Bestehende verfestigt und es für immer erhalten möchte.

Ziehen wir einen letzten Vergleich mit der Geschichte. Nur absolutistisch-totalitäre Systeme haben sich bisher der ständestaatlichen Ideologie bedient: Franco in Spanien, Salazar in Portugal. Auch Hitler hatte ähnliche Pläne. Der Wirtschaftsratsgedanke kann seine Herkunft aus der Sphäre des Ständestaates nicht verleugnen, obwohl bei der heutigen Diskussion dies kaum mehr bewußt ist. Zu große Metamorphosen hat der Gedanke erlebt, um das noch ohne weiteres zu verraten. Die Wirtschaftstheorie hat sich in den Vordergrund gedrängt, die Ideologie vom „Wirtschaftsbürger“ und vom Gleichgewicht der wirtschaftlichen Kräfte. Darüber hat man auch übersehen, daß im Grunde ein Unbehagen an der Demokratie die Energieen für diese Gedanken liefert. Man traut insgeheim der Demokratie nicht mehr zu, mit den Problemen einer Wirtschaft fertig zu werden, die zwischen steigender Differenzierung und zunehmend kom-

pakteren Interessen keine natürliche Balance mehr zu finden scheint. Eine Ergänzung, sagt man, solle der Wirtschaftsrat sein, ein therapeutischer Zusatz für unser Staatssystem. Besonders in wirtschaftlichen Angelegenheiten könne das Parlament nicht allein entscheiden, da die politischen Kräfteverhältnisse, die es repräsentiert, nicht den wirtschaftlichen entsprechen.

Aber während bisher für den Ausgleich der politischen Kräfteverhältnisse keine bessere Form sich fand als die parlamentarische Repräsentation der Kräfte, die willig sind, sich zu großen Gruppen zusammenzufinden, stehen die wirtschaftlichen Kräfte, solange sie frei sich entwickeln dürfen, unter dem Gesetz des Marktes. Wenn er nicht funktioniert, heißt die Alternative Planung, und sie kann nicht allen gerecht werden. Sie steht unter dem Gesetz der Vorherrschaft, die politisch fundiert sein muß, und mit Beratung und Gutzureden Probleme, die ihrer Natur nach politisch sind, nicht zu technischen reduzieren kann. Niemals hat Mussolini den Korporationen eine Entscheidung anvertraut. Aber er war sich bewußt, daß sie eine nützliche Fassade abgaben.

Hans W. Nicklas

Ein schlechter Bankier

Am 17. August dieses Jahres hatte der Hamburger Senat einen Antrag von Dr. Hjalmar Schacht auf Errichtung eines Bankinstitutes abgelehnt. Die Begründung, die man dem ehemaligen Reichsbankpräsidenten und jetzigen Finanzberater der Regierungen von Indonesien, Persien und Ägypten vorsetzte, erscheint merkwürdig genug. Die Gesamtpersönlichkeit Schachts biete keine Gewähr dafür, daß er wieder den Beruf eines Privatbankiers ausüben könne. Die Beurteilung sei nicht so sehr die Frage des Rechts als der Auffassung der in Frage kommenden Berufskreise. Die „Mefo-Wechsel“ seien das Instrument einer leichtfertigen und spekulativen Finanzpolitik gewesen, deshalb die Gesamtpersönlichkeit Dr. Schachts „vertrauensunwürdig“, „unehrbar“, er sei daher zum Privatbankier nicht geeignet. (Mefo = Metallurgische Forschungsanstalt war eine fiktive Gesellschaft, auf die die Rüstungsindustrie Wechsel zog, welche die Reichsbank rediskontierte.)

Das freimütige Eingeständnis des Hamburger Senats, die Beurteilung sei „nicht so sehr eine Frage des Rechts“, mag bei den dem rechtsstaatlichen Denken zu sehr Entfremdeten ohne besonderen Kommentar aufgenommen worden sein. Daß dies nicht erkannt wurde, hatte seinen guten Grund, denn der Senat war so vorsichtig, die rechtlichen Schwierigkeiten seines Vorgehens nicht durch das „gesunde Volksempfinden“, sondern durch die weit harmlosere „Auffassung der in Frage kommenden Berufskreise“ zu überbrücken. Damit hatte man sich aber auf ein gefährliches Gelände begeben. Während man bisher mit glaubhaft ehrlicher Empörung politische Gründe gegen das Wiederauftreten Dr. Schachts ins Feld führte, galt es nunmehr zu beweisen, daß er ein schlechter Bankier sei.

Niemand wird bestreiten, daß manche Maßnahmen Schachts vom wirtschaftlichen Standpunkt anfechtbar waren, die Kreditrestriktionen der Jahre 1924 und 1927, und auch die sogenannten Mefo-Wechsel. Wenn der Hamburger Senat aber in den Mefo-Wechseln etwas Unehrenhaftes sah, so wurde ihm durch die Zeugenaussage des Präsidenten der Bank Deutscher Länder, Geheimrat Vocke, früherem Mitglied des Reichsbankdirektoriums unter dem Präsidium von Dr. Schacht, bedeutet, daß diese Wechsel juristisch einwandfrei und wirtschaftlich vertretbar waren. Als kleine Sensation wurde empfunden, daß Vocke sagte, eine hochgestellte Persönlichkeit habe ihm Anfang 1950 vorgeschlagen: „Machen wir doch wieder Mefo-Wechsel!“

Wenn man von der, dem Hamburger Senat anscheinend unbekanntem Tatsache absieht, daß der Betrug der Vergangenheit nicht in der Einrichtung und Rediskontierung der Mefo-Wechsel durch die Reichsbank, sondern in deren Nichteinlösung zu den Verfallsterminen — 1939/40 — auf Befehl der Reichsregierung bestand (die Reichsbank konnte und war bereit, die Wechsel einzulösen), so macht die von Geheimrat Vocke zitierte Bemerkung „Machen wir doch wieder Mefo-Wechsel!“ ein auch für die wirtschaftliche Beurteilung des Falles interessantes Problem deutlich. Als Hitler 1939 Schacht die Einlösung der Mefo-Wechsel verbot, und Schacht mit dem gesamten Reichsbankdirektorium dagegen opponierte, wurde er kurzerhand abgesetzt; ein neues Gesetz verpflichtete die Reichsbank, dem Reich Kredite in jeder beliebigen Höhe zu geben. Was damals dem Reichsbankpräsidenten passierte, kann auch einen künftigen Bundesbankpräsidenten treffen, wenn er sich dem Finanzbedarf des Staates entgegenstellt, denn „es gibt kein noch so geniales und ausgeklügeltes Rezept oder System der Finanz- und Geldtechnik, keine Organisation und keine Kontrollmaßnahmen, die wirksam genug wären, die verheerenden Wirkungen einer uferlosen Ausgabenwirtschaft auf die Währung hintanzuhalten“ (Denkschrift des Reichsbankdirektoriums 1939).

So wird begreiflich, warum der Hamburger Senat seinen Prozeß vor dem Landesverwaltungsgericht verlor. Angesichts des historischen Beweismaterials über die wirklich Schuldigen an der Zerrüttung der deutschen Währung muß man fast den Mut bewundern, mit dem der Senat in die Berufungsinstanz gegangen ist. Er setzt sich der Gefahr der Lächerlichkeit aus, wenn er weiter behauptet, Dr. Schacht sei ein schlechter Privatbankier. Er liefert zugleich ein anschauliches Beispiel für die heute in Mode gekommene fachliche Verunglimpfung als Mittel des politischen Kampfes. Dies wurde durch die Gerichtsverhandlung bestätigt, in der man den Eindruck gewann, der Senat verwechselte das Tribunal: Ein Verwaltungsgericht ist keine Spruchkammer.

Als Reichspräsident Ebert im Jahre 1923 Schacht mit der Währungsstabilisierung beauftragte, wies ihn Schacht zuvor darauf hin, daß er kein Sozialist sei. Darauf bemerkte Ebert: „Das tut ja gar nichts zur Sache, die Frage ist, ob sie glauben, das Problem meistern zu können.“ — Diese Frage sollte man auch zur Grundlage für einen Entscheid über die Zulassung des „Bankhaus Dr. Hjalmar Schacht & Co.“ machen.

W. Hick

Stets
bereit
schnell
sauber
sicher
billig
Elektrizität
in jedem Gerät
Stadtwerke Frankfurt a. M.

Unser Studentenhaus

Das schmucke Haus, das sich einer Seite unseres Universitätsbaukastens vorlagert, steht nun schon ohne Gerüst da. Bis zum 31. Januar werden es die Arbeiter verlassen, und Studenten und Studentenbehörden halten dann, in einem großen Winterfest anfang Februar 1953, ihren Einzug. Eine zweite Mensa — mit 252 lockerer gestellten Sitzplätzen — wird ebenerdig der Essensgruft im Hauptgebäude Konkurrenz machen, und es wird seine Zeit brauchen, bis alle gelernt haben, wann sie die Chance haben, zu den obern Zweihundertfünfzig zu zählen, und wann sie sich unter die niedern Dreihundert mischen müssen. Noch ist ungeklärt, ob Paula aufsteigen wird, oder welche andern Kolleginnen das rosige Licht der Oberwelt im Studentenhaus mitgenießen dürfen; auch diese Wahl wird die Liebhaber leiten.

Aber nicht allein zuliebe dieser drängelnden Sorge ward der Neubau errichtet. Wer oder was in ein Studentenhaus gehört, ist anscheinend nicht leicht zu definieren; und der Druck im Haupthaus hat sich größer gezeigt als die Widerstandskraft der vagen Idee. Hieß es zuzeiten, hier solle ein Wohnhaus für Studenten geschaffen werden, und hatten die geldspendenden Amerikaner die Auflage gemacht, daß auch genügend Klubräume — „zur Pflege des studentischen Gemeinschaftslebens“, sagen wir im Deutschen — vorgesehen würden, so drängte nun, bei der endgültigen Platzverteilung ein Element nach, dessen Vielfalt und Umfang einem naiven Überdenker zunächst gar nicht so bedeutend erschienen wäre: die Büros — AStA bis Wohnungsamt — besetzen, mit Ausnahme des Mensasaals, fast das ganze Erdgeschoß. So hat denn auch nicht das schlichte, nach außen hin Repräsentation kaum lohnende Wohnbedürfnis der Studenten die Fassade des Hauses bestimmen brauchen. Seine Majestät der Publikumsverkehr ist es vielmehr gewesen, was die Gelegenheit ergab, einen mächtig wirkenden Bau zu erstellen.

„Gewächshaus“ oder Reichskanzlei“, diese Spitznamen blieben haften an den beiden Entwürfen, die im letzten Jahr einige Zeit in der Wandelhalle zu Ansicht und Vorfreude ausgehängt waren. Das „Gewächshaus“ war von seinen Fenstern mehr als von Mauer und Dachwerk bestimmt. Wer ihm nachtrauern will, tut es zuverlässig vor der neuen Landeszentralbank an der Taunusanlage. An der „Reichskanzlei“ war eindrucksvoller noch als die Treue zur Tradition der Epoche des „Bauwillens“ der Anblick des Innenhofs, der so prächtig sich für eine Freilichtaufführung des „Fidelio“ geeignet hätte.

Den Preis trug der Entwurf zum „Gewächshaus“ davon. Aber es war nur ein Pyrrhussieg, und die Sieger verloren nicht nur an Fensterbreite, — in solchem Maß, daß künftig nur sehr schmalbrüstige Studiosi einer hübschen Kommilitonin auf der Straße nachschauen können; die mit breiterem Brustkorb müssen ihn schraubenweis herausdrehen, weil die Mittelfenster nicht zum Öffnen gemacht sind, nur die

engen seitlichen — fast möchte man fürchten, hier haben Manierismus und Moral ein geheimes Abkommen miteinander gehabt. — Nein, es ist mehr verlorengegangen, zumal vor einer opponierenden Geschmacksrichtung, die irrtümlich das Hauptgebäude für ein Kunstdenkmal hielt und ihre Forderung einbrachte, der neue Bau solle sich dessen Stil anpassen. Vor einem Steildach hat uns die Zähigkeit der Architekten noch bewahren können. Daß es überhaupt noch ein schräges Dach ist, mag ein Triumph des Prinzips sein, wenn auch ein unsichtbarer. Aber diesem Triumph ist ein unverwendbares Dachgeschoß anzurechnen (1670m²) und



vor allem der Verlust einer vielleicht lästerlichen, und doch so entzückenden und sogar praktischen Möglichkeit — eines Dachgartens nämlich. Anscheinend ist er nie erwogen worden, und Soziologen bietet sich damit das Thema eines künftigen Praktikums: wie es wohl zugegangen sein mag in den Köpfen der vielen Mitbestimmer am Bauprojekt, daß niemand von ihnen den Mut gehabt hat, sich zu einem solchen Traum vom angenehmen Dasein zu bekennen, das nicht einmal so besonders viel teurer gewesen wäre.

Die Sportwinkel

Bleiben wir also unterm Dach und tragen zunächst nach, daß ein Raum — an der Jügelstraße durch seine Fensterform Rätsel aufgebend — für einen bestimmten Zweck gedacht ist. Es ist das Pingpongälchen, der eine der beiden Sportorte des Hauses, der offensichtlich, auch architektonisch, nichts mit dem andern zu tun haben soll; denn dieser, dem Fechten (als Leibesübung) bestimmt, liegt im

Flügel gegenüber im Keller, so daß also, sozusagen explizit der verrufene Begriff des Paukbodens hier keine Anwendung finden kann. Die übrigen Formen der Körperertüchtigung finden weiterhin an den gewohnten Orten statt. Daß es zu keiner Schwimmhalle hinreichte, mag mancher bedauern. Unter einer der zahlreichen Brausen mag er den Kummer von sich abspülen und daran denken, daß in kommenden Jahren die Erweiterungspläne auch ein Tennisgelände hinter dem Haus, nach der Bockenheimer Warte zu, zu erschließen verheißen.

Ästhetische Probleme

Vorerst hat ein würdeschwereres, wir möchten sagen ein peripatetisches Modell vom Studiosus den Baugedanken geleitet. Irgendeine Assoziation wie „Kreuzgang“ mag es gewesen sein, die den Grundriß so entwerfen hieß, daß man zu ebener Erde und im ersten Stock über Eck gelegte Wandelhallen mit dem Blick auf den dereinst mit Rasen, vielleicht auch Rabatten und einem Baum zu bereichernden Innenhof vorfindet. Büros und Klubräume sind derart, ein wenig an Klosterzellen gemahnd, nach außen gedrängt. Den weniger Seßhaften gilt die Möglichkeit zum Blick nach innen, den sie durch hohe und weite Fensterflächen werfen können; es ist nicht ganz exakt ausgedrückt — denn auch für diese weiten Flure sind Sitzmöbel und Tischchen vorgesehen, nicht weniger als 170. Was aber nun den Blick selbst angeht, da versagte vorerst unsere Phantasie dem Dienst. Kreuzgänge pflegen nicht mehrstöckig angelegt zu sein, sonst kämen die Gärtchen inmitten nicht recht zum Blühen. Wäre also der Innenhof eines Renaissanceschlösses („In seinem Löwengarten, das Kampfspiel zu erwarten...“) das Vorbild? Vollends mysteriös wird das Baugeheimnis durch die Kapelle, die von Norden in den Raum vorstößt, aber nur auf einer Seite noch von der Hauswand flankiert bleibt, während östlich ein nicht erbauter Trakt zunächst sich als Fluchtbahn, Perspektive ins Weite anzubieten scheint, dann aber jäh von der garstigen Seitenwand des nächsten Grundstücks desavouiert wird — wie mag das gemeint sein? Neugierig sind wir jedenfalls, wie dieser Blick sich präsentieren wird, wenn alles so fertig ist, wie Architekten und Bauherrn es sich gedacht haben.

Rechts von dieser seltsamen Lücke zeigt sich die Hauptpracht des Studentenhauses: ein lichter Mensaraum, nach der Straße zu einige Meter zurückgezogen, so daß dort vielleicht so etwas wie ein Flanierstrand, Trottoircafé, schlechthin eine gelegentlich Pariser Erinnerungen oder Illusionen weckende Szenerie entstehen könnte. Unter dem eigentlichen Mensaraum ein nicht viel kleinerer, auch zum Essen bestimmter für lightscheue Wesen; von einer Bier- oder Weinstube war lange gemunkelt worden, die dort ihren Platz finden sollte. Es wird so arg nicht werden, denn jeder dieser habhaften Räume muß bis auf weiteres dem längst nicht, auch in diesem Bau noch keineswegs gestillten Anforderungen nach genügend Raum für fast 2000 Esser zur Verfügung gehalten bleiben. Im ersten Stock wird der größte Raum des Hauses, Theater-, Film-, Konzert-, aber auch Ballsaal — je nun, was wird er? Er wird darauf war-

Diese Firmen waren am Bau des Studentenhauses maßgeblich beteiligt

 **Chr. Metzger & Söhne**
Frankfurt-M.-West Kiesstr. 40
VERGLASUNGEN · SPIEGEL

Jakob Beck
Transportunternehmen
Eigene Sand- und Kiesgruben
Frankfurt-M.-Schwanheim · Hegarstr. 18 · Tel. 690325

ERNST F. AMBROSIUS & SOHN
gegründet 1872
 Hoch-, Tief-, Stahlbetonbau
Bau- und Möbelschreinerei
Zimmerei, Treppenbau
Chem. Hausschwammabeseitigung
Frankfurt-M. - Feldbergstr. 1 - Tel. 76257/58

PHILIPP HOLZMANN
AKTIENGESELLSCHAFT / FRANKFURT (MAI)

Augsburg, Berlin, Bielefeld, Bochum, Bonn, Bremen, Düsseldorf, Hamburg, Hannover
Kiel, Koblenz, Köln, Mainz, Mannheim, München, Münster, Nürnberg, Stuttgart
TIEFBAU · HOCHBAU · STAHLBETONBAU
STEINMETZBETRIEBE · ZIEGELEIEN

ten, was die Studenten selbst aus ihm zu machen verstehen. „Wilhelm Tell“ und „Die Meistersinger“ passen auf die Bühne nicht — für diese Zwecke haben die gleichen Architekten das Schauspielhaus wiederaufgebaut; aber es scheint, daß einem Experimentiertheater — und alles andere wäre für Studententruppen unsinnig — was es braucht, an dieser Stelle gegeben sein wird.

Unsere Bürokratie

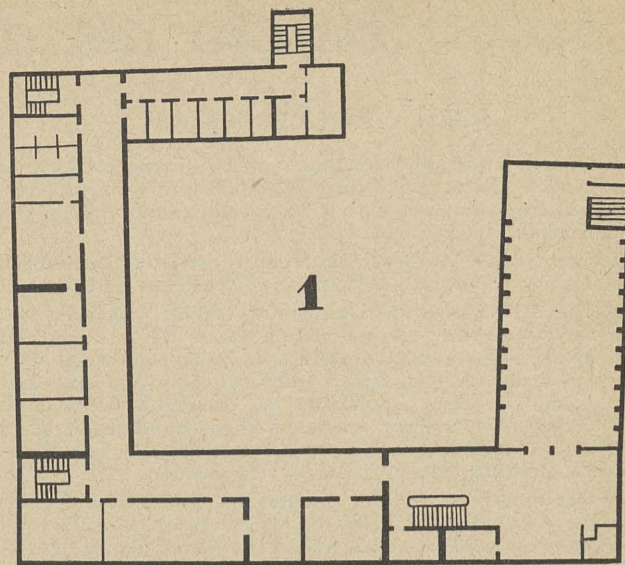
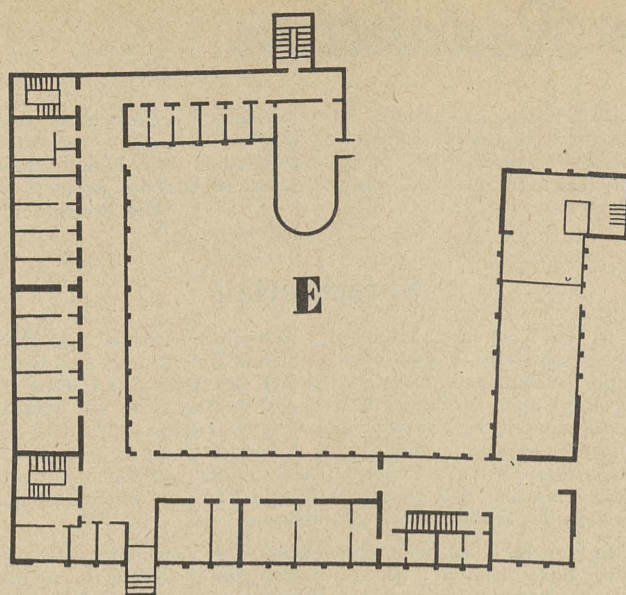
Noch weniger problematisch ist die Unterbringung der „Behörden“, die im Erdgeschoß den Flügel der Mertonstraße und den der Mensa gegenüberliegenden einnehmen sollen. Das werden die Flügel der Laufkundschaft sein — sehr zum Kummer der Kommilitoninnen, deren Ruheräume auch hierhin kommen sollen und also wohl diesen Namen nicht mehr mit so viel Recht führen werden wie bislang, im hohen 5. Stock des Altbaus. Direkt neben dem Haupteingang liegt dies Tagesheim, und die Studentinnen werden es ebenso wenig wie irgend ein anderer erraten, was jenes Stück „Meinungsforschung“ eigentlich für einen Sinn haben sollte, das, zu Anfang dieses Jahres vom Institut für Sozialforschung unter den Studierenden veranstaltet, ergab, daß die meisten von ihnen nichts von einem Einzug — bzw. einer Annexion — des Studentenhauses durch die zahlreichen Ämter wissen wollten. Vielleicht war diese Abneigung nicht begründet, vielleicht auch nicht so überlegt, daß sie sich nicht hätte umstimmen lassen. Aber ist das geschehen? Ist seit her mit möglichst vielen Studenten darüber diskutiert worden, wie man es am besten machen würde, und ob nicht vielleicht auch eine so erfolgreich im administrativen Gehabe isolierte Behörde wie das Studentenwerk inmitten eines von Studenten selbst und ihrem Geist beherrschten Haus sich hätte rechtzeitiger regenerieren können? So bleibt bei den damals Befragten und bei denen, die von den Ergebnissen der Befragung gewußt haben, nun der ärgerliche Eindruck, daß jene Enquete sich nur mit unmaßgeblichen Meinungen befassen sollte.

Der AStA besetzt also künftig die beiden Räume rechts vom Eingang der Mertonstraße; daran schließt sich ein größeres Zimmer für das Studentenparlament und die beiden als Tagesraum für Studentinnen bestimmten Salons. — Links von jenem Eingang sitzt das Auslandsreferat des AStA und das Büro des Heimleiters. Der Flügel, der sich vom Eingang der Mertonstraße aus in gerader Richtung erstreckt, beherbergt hintereinander in fünf Räumen das Studentenwerk, in zwei die Redaktion des DISKUS und in den beiden letzten des Flurs den Schnelldienst. — An dem nun anschließenden Flur liegen nacheinander ein Raum für das Filmstudio und je zwei für die Studentische Seelsorge der beiden christlichen Konfessionen.

Warum der Schnelldienst die entferntesten Räume erhalten hat, erraten wir nicht. Er ist und bleibt das Stiefkind. Zwar heißt es, daß die Wartenden sich künftig in einem Lesesaal des ersten Stocks aufhalten und durch Klingelzeichen heruntergerufen werden können. Aber wir mißtrauen dem gründlich; denn das wäre bisher ebensogut möglich gewesen — ja, einfacher und sinnvoller noch, da die Verbindung zu den Seminaren telephonisch und räumlich im gleichen Hause blieb. Da aber niemand von den dort Arbeit Suchenden seine Chance durch Entfernung vom Platze wird riskieren wollen: warum hat man nicht sogleich noch einige Räume hinzugenommen, und richtet jetzt in ihnen alles her, daß die Wartenden nicht zu dösen brauchen, sondern die Gelegenheit nützen könnten, um etwa in Schreibmaschine und Stenographie sich ausbilden zu lassen und auf diese Weise bessere Voraussetzungen für einen Verdienst zu gewinnen? Denn bei einem Übelstand, wie der Schnelldienst ihn bisher im Keller noch stilgemäß verstecken konnte, ist mit der Stellung von zwei hellen Zimmern nichts Besseres getan als der Schaden ins Licht gezogen. Aber man sollte nun auch die Planung so weit treiben, ihn zu bessern. Es ist dringlicher und liegt mehr im allgemeinen Interesse als die glücklicherweise gestoppte Einrichtung einer Zahn- und einer Röntgenstation, die mit 40 000.— DM berechnet war.

Die Wohnräume

Studentenwohnhaus wird der neue Bau für 130 Kommilitonen sein. Und nichts könnte die Ratlosigkeit, wozu ein solches Gebäude eigentlich gut sei, besser illustrieren als eine Erzählung der Vorgeschichte, des Suchens und Orien-



tiertens an Vorbildern andernorts und andernlands, der amerikanischen Auflage, genügend Klubräume zu schaffen, der städtischen Gegenauflage, mehr Wohnraum — nein, nur mehr Wohnplätze! — einzurichten, des anfänglichen selbstherrlichen Eindringens der Bürokratie — resp. Abwanderns aus dem Jügelbau, wo wieder andere Behörden zu drängen mithelfen, weil sie sich ausdehnen müssen; sechzehn Räume hatte allein das Studentenwerk für seine verschiedenen Zwecke zunächst reklamiert.

130 Plätze also — aber man bedenke, wieviel unumgängliche Privilegien nun berücksichtigt werden müssen, bevor sich eine Möglichkeit für die bietet, die gern unangenehme Wohnverhältnisse aufgeben. Da sind die ausländischen Studenten, zu denen wir so gastlich sein sollten wie nur irgend ein anderer, in- oder ausländischer Universitätsort; dann kommt die große Gruppe der politischen Ostflüchtlinge, von denen viele diese Art der Unterstützung brauchen werden; es kommen hinzu andere Bedürftige; und man wird nicht unterlassen dürfen, den Examenskandidaten gewisse besondere Chancen zu geben.

Aber werden es wirklich so viele sein, die dann nachdrängen? So billig sind die Zimmer nun auch wieder nicht. 25.— DM (erst sollten es 30.— sein) werden bezahlt für ein Zimmer, in dem noch ein zweiter schläft, mit dem man sich einigen muß über oberes Klappbett oder untere Couch, also auch darüber, wann Schlafenszeit ist. Warmwasser wurde erst vor einigen Wochen bewilligt und nachträglich eingebaut — Sparta verlor eine Schlacht an den Thermopylen! Dafür stehen, fest und treu, zwei Schränke in jedem Zimmer, angeblich um es wohnlich zu machen, in Wirklichkeit, um von den 10 Quadratmetern, die zwei Bewohnern zur Verfügung bleiben, noch einen weiteren reichlichen zu besetzen. Man hätte von Zimmer zu Zimmer gegeneinander versetzte Wandschränke einbauen können; aber Remilitarisierung, Besatzungsmacht, Bürokratie — all das ist ein Nichts im Vergleich zu dem Haß, der hierzulande dem Wandschrank bei bloßer Nennung entgegenlodert. Das Malheur entstand allerdings so, daß die Stadt bei ihrer Stiftung eine erhebliche Vermehrung der Schlafstellen verlangt hatte, und alle Zwischenwände der ursprünglichen Einzelzimmer wieder einzureißen und statt dessen etwas größere Doppelzimmer wiederaufzubauen, nicht mehr gut anging.

Da die Bewohner dieser Zimmer nicht als glücklich liebende Paare vorgeplant sind, ist die Raumfrage zu stellen durchaus legitim. Sie hat auch noch die andere Version, ob ausschließlich an einen Übernachtungs- und Ruheraum gedacht ist, ob auch an einen normalen Arbeitsplatz für zwei Personen, oder gar an die Gelegenheit, Besuch auf der „Bude“ zu haben. Einige größere Räume an den Ecken der Wohnflügel sind ausdrücklich für den Aufenthalt in größerer Gesellschaft gedacht, wohl auch als Arbeitsgelegenheit;

aber sind sie nun obligatorisch, legen sie eine asketische Budenmoral nahe, oder ist das jedermanns Privatsache? Alle Nachfrage nach den vergeblichen Plätzen wird davon abhängen, wie die künftige Hausordnung aussieht. Ob ein hartes Geschlecht (und manche deutschen AStAs zeigen schon wieder Ansätze zu neuen Seelenschwielen) eilig wieder dem Ideal der Kaserne zustrebt, oder ob jemand die Autorität, getarnt durch Takt und Sinn fürs Mögliche, besitzt, sachte sich einspielen zu lassen, was im Grunde nicht Sache einer Obrigkeit ist — das wird ein wichtiger Test für die Windrichtung der nächsten Jahre sein.

Über das geplante Gemeinschaftsleben berichten wir ein weiteres Mal.
W. Nunck

Organisiertes Gedränge

Ort: Linker Nebenraum der Mensa. Zeit: 16.30 Uhr. Eine Dame der Mensa-Bedienung fordert die Anwesenden auf, sich in den größeren Raum nebenan zu begeben. Hier werde jetzt geschlossen.

Die Studenten räumen den Saal, in der einen Hand die Kaffeetasse oder die Milchflasche, in der anderen den Kuchen oder die Brötchen. Im anderen Raum ist nur noch wenig Platz. Studenten, die an einem Tisch gesessen und sich unterhalten haben, können sich nicht wieder zusammensetzen, die anderen finden auch nur nach einiger Zeit einen neuen Sitzplatz. Diese Szene spielt sich Tag für Tag ab.

Zur Begründung heißt es, daß einige Mädchen der Bedienung um 16.30 Uhr Feierabend haben und die anderen nicht in der Lage sind, die Studenten in beiden Räumen bedienen zu können. Das überzeugt uns nicht. Es gibt einmal die Möglichkeit, mehr Bedienung einzustellen. Sollten dazu die Mittel nicht ausreichen, kann ein Schild angebracht

**Bei Ermüdung
nimme lieber *Halloo-Wach***
IN ALLEN APOTHEKEN + DROGERIEN 90PF. AMOL-WERK HBG.

werden, daß ab 16.30 Uhr in diesem Raum nicht mehr bedient wird. Die Studenten würden sich ihre Sachen an der Theke bestimmt selbst kaufen und an ihren Platz bringen. Dafür hätten sie die Möglichkeit, sich Plätze in der ganzen Mensa auszusuchen, die den Studenten ohnehin zu wenig Sitzgelegenheit bietet. Gegen die Drängelei während des Mittagessens ist nichts zu unternehmen, solange die neue Mensa im Studentenhaus nicht fertig ist. Aber es ist nicht nötig, daß ab 16.30 Uhr die Sitzplätze in der Mensa ohne zwingenden Grund auf die Hälfte reduziert werden, die dann wieder nicht ausreichen. Und zum Schluß, warum wird die Bauernstube, der netteste und gemütlichste Raum unserer Mensa, bereits nach dem Mittagessen geschlossen?
K. H. L.



Gegr. 1863

JOS. KUNZ SÖHNE

G. m. b. H.

Bauunternehmung

FRANKFURT A. M. - HÖCHST

Bolongarostraße 108

Tel. 13841 / 13622 / 12622

Hochbau · Stahlbetonbau · Moderne Bauschreinerei

Tiefbau · Zimmerei und Treppenbau

Seit 1885 **Die aparte TAPETE**
bei **Bilke**
Bethmannstraße 13

Tel. 93807

C. SCHAPER

KUNST- UND BAUSCHLOSSEREI
KONSTRUKTIONEN IN EISEN
BRONZE UND LEICHTMETALL

FRANKFURT AM MAIN

JORDANSTR. 33 · FERNRUF 74485

RÖMER
Klischees

Strichätzungen

Farbätzungen

Autotypen

Galvanos

Rotaprintfolien

Matern-Stereos

RÖMER KLISCHEEANSTALT GMBH FRANKFURT / M
Mainzer Landstraße 216
Ruf 34672

Briefe an die Redaktion

„Fazit eines Prozesses“

Ich war es zwar nicht, der Ihnen unter Eid eine Zuschrift zu dem Artikel „Fazit eines Prozesses“ von Herrn Klibansky versprochen hat, aber auch ich bin der Meinung, daß er nicht unwidersprochen bleiben darf.

Jeder, der die Zeitungsberichte über den Auerbach-Prozeß verfolgt hat, konnte sich unschwer etwa folgendes Bild machen:

1. Die Zeit, in der Auerbach seine Vergehen begangen hat, war verworren. Ein Teil seiner Handlungen, die in dieser Zeit von hohen Regierungsmitgliedern vorgenommen worden sind, könnten heute vor dem Gesetz nicht bestehen. Aus ihrer Zeit heraus sind sie wohl ausnahmslos zu entschuldigen. So auch die Vergehen von Herrn Auerbach. Diese Handlungen heute vor dem Gericht aufzurollen ist, abgesehen von formaljuristischen Gesichtspunkten, nicht zu verantworten.

2. Der Prozeß ist aus den Intrigen und persönlichen Feindschaften entstanden, an denen die Kreise um die Bayrische Regierung in dieser Zeit so reich waren. Die Schuld hierfür der siegenden Partei, dem damaligen Justizminister Müller und verschiedenen anderen am Abtreten Auerbachs interessierten Personen allein zuzuschreiben, erscheint nicht gerechtfertigt.

3. Aufgrund seiner Vorgeschichte und der besonderen Stellung des Judenproblems in heutiger Deutschland ist der Auerbach-Prozeß die undankbarste Aufgabe gewesen, die von einem Gericht nach dem Kriege zu lösen war.

4. In Anbetracht dieser Tatsache kann man dem Gericht und besonders seinem Vorsitzenden, Dr. Mulzer, nur Anerkennung zollen. Es ist dem Gericht gelungen, jeden Verdacht antisemitischer Tendenzen zu vermeiden und den Prozeß in anständigen Formen zu führen. Dies wurde von einem Herren der Verteidigung bestätigt.

5. Auerbach und seine Mitangeklagten waren vor dem Gesetz schuldig. Das Gericht hat hierfür ein Strafmaß gefunden, das nach dem Gesetz kaum anders hätte ausfallen können. Um einen „Fall Dreyfus“ handelt es sich ganz bestimmt nicht.

6. Fazit dieses Prozesses bleibt, daß es unverantwortlich war, ihn überhaupt in Szene zu setzen, und daß die Art, wie er vorbereitet wurde, wenig fair war. Nachdem der Prozeß aber in anständiger Form von dem Gericht durchgeführt worden ist, erscheint es ebenso unverantwortlich, jetzt noch etwas zurechtbiegen oder Kapital aus der leidigen Angelegenheit schlagen zu wollen.

Ich habe versucht, den „Fall Auerbach“ in ein paar Thesen so darzustellen, wie ich ihn sehe. Man fragt sich, was Sie mit der Veröffentlichung des Artikels beabsichtigt haben. Eine fruchtbare Diskussion eröffnen? Das schließt die Form des Artikels von selber aus. Oder den Juden einen Dienst zu erweisen? Das Gegenteil dürfte Ihnen gelungen sein. Dem Antisemitismus, den Herr Klibansky als treibende Kraft hinter dem Prozeß wittert, haben zersetzende Artikel, nur so kann ich ihn nennen, schon seit jeher einen Auftrieb gegeben. Damit werden wir den Antisemitismus bestimmt nicht überwinden.

Das Judenproblem ist mit dadurch entstanden, daß die Juden von den Staaten seit jeher in eine Sonderstellung innerhalb der Bevölkerung gedrängt worden sind. Wollen wir diesen Zustand, nachdem es keine Ausnahmegesetze mehr gibt, dadurch verewigen, daß wir, um nur ein Beispiel zu nennen, bei jeder Gelegenheit darauf hinweisen, daß nicht ein hoher Beamter sondern ein Jude wegen Unredlichkeiten angeklagt worden ist? Wir sollten, nachdem wir unsere Schuld aus der Vergangenheit anerkannt und sie soweit als möglich wiedergutmacht haben, versuchen, dieses „Problem“ dadurch zu überwinden, daß wir nicht mehr darüber reden. Weshalb treten wir allem, was mit Juden zusammenhängt, immer wieder als Pro- oder Antisemiten gegenüber und nicht als das, was wir doch alle sind, als Menschen? Weil wir uns immer wieder einreden, daß die Juden eine besondere Gattung Mensch sind und viele Handlungen bei Juden und Nichtjuden nur dieser „Tatsache“ zuzuschreiben sind! Wenn sich der Antisemitismus in der alten Form zeigt, soll ihm sachlich und bestimmt gegenübergetreten werden. Im übrigen aber sollten wir nicht überall Antisemitismus vermuten und uns darüber entrüsten. Damit werden nur neue Ressentiments, neue Feindschaften geschaffen. Schweigen dagegen läßt die alten Ressentiments vergessen. Es wird allen, die den Greuel des Hitler-Reiches mit Abscheu gegenüberstehen, schwer fallen, zu schweigen. Aber ich sehe keinen anderen Weg, den Antisemitismus endgültig zu überwinden.

Bernd von Arnim

Wie uns der Herr Bayerische Staatssekretär der Justiz mitteilt, ist er bereit, einem Mitarbeiter die Genehmigung zu einer

ausführlichen Erwiderung auf den Artikel „Fazit eines Prozesses“ von Joseph Klibansky, den wir in unserer vorletzten Nummer veröffentlicht haben, zu erteilen. Wir hoffen, diese Erwiderung bereits in unserer nächsten Ausgabe bringen zu können.
Die Redaktion

Spracherfall

In der Novembernummer der Zeitschrift „Diskus“ hat Herr René Ernst eine Tagung der Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt kritisiert. Er hat sich sehr scharf über sie geäußert und sie allgemein als eine Demonstration des Sprachzerfalls bezeichnet. So weit gut. Was Herr Ernst aber leider — und man möchte hoffen: nur im Eifer des Gefechts — gänzlich übersehen zu haben scheint, ist die nicht nur für ihn peinliche Tatsache, daß seine Schreibkunst ebenso einer Demonstration des Sprachzerfalls gleichkommt.

Es mag billig scheinen, einen Kritiker zu kritisieren. Im Ernst wird auch niemand von ihm verlangen, er selbst müsse das besser machen, was er sich abzuurteilen erlaubt. Aber sobald sein Gegenstand zugleich auch sein eigenes Arbeiten betrifft — das Umgehen mit der Sprache nämlich, ohne deren Beherrschung er niemals Kritiker genannt werden kann — darf man ihm nichts nachsehen.

Verfährt man, so berechtigt, sprachkritisch mit dem Sprachkritiker Ernst, dann ergibt sich aus seinem Artikel ohne Anwendung pedantischer Maßstäbe ein ganz hübsches Compendium möglicher Sprachsünden und Sprachunarten. Glücklicherweise äußert sich René Ernst nicht so „atemberaubend“ schnell wie Max Bense, obwohl einem auch bei ihm oft die Luft wegbleibt, so daß man in Ruhe „mitvollziehen“ könnte. Wenn nur nicht einige andere Hindernisse im Wege stünden.

Recht harmlos noch scheint es anzufangen: man liest in den ersten Zeilen von der „zwangvollen und wie unaufhaltsam (!) sich verdüsternden Realität unserer Dezennien“, von den „verbalen Emanationen“, in denen die Sprache vielleicht „fortzuexistieren“ habe, und man denkt: wirklich, diese Zitate sind übel. Bis es sich herausstellt, daß es gar keine sind. Man stutzt, forscht jedoch wohlgemut weiter, was noch aus der Ernstschen Feder floß. Aber ach, immer wieder bleibt man im Gestrüpp allzu vollgestopfter und dadurch unklarer Bandwurmsätze hängen. Zahlreiche Ellipsen („... Kuhn ging die Sprachmerkmale nicht etwa durch die immer fragmentarische Analyse von Texten an...“) erschweren das Verständnis ebenso wie das Fehlen jeder anaphorischen Verbindung. So wird der kurze Hauptsatz in der 21. Zeile der zweiten Spalte durch fünf, insgesamt sechs Zeilen lange Nebensätze, einer davon ist dritter Ordnung, in zwei Stücke zerrissen, und der arme Leser muß bis zu seinem Ende ohne Anaphora durchkommen. Das „sich“ der reflexiven Verben steht fast immer zu weit nach hinten im Satz.

Von den unzähligen Fremdwörtern sind rund fünfzig gut entbehrlieh. Da gibt es die kurrente Erörterung, die Absenz der Innervation und die überaus aparte Bildung „sadamasoehistisch“. Auch an „Neuwörtern“ (analog Neubürger?) fehlt es nicht: „festrednerhaft“. Noch unbehaglicher wird es einem, wenn man an das Ende der Seite 6 gelangt und „sowohl wie“ statt „sowohl als“ vorfindet. Da triumphiert die verwilderte Sprache! Ebenso falsch ist ein „wie“ statt „sondern“ (2. Spalte, Zeile sieben), und ein „gewesen wären“.

Bei solcher wahrhaft skandalösen sprachlichen Verfassung des Artikels vermögen einige besonders krasse Absonderlichkeiten keine Verwunderung mehr zu erwecken. Man erfährt, daß Jünger ein „unsäglicher Stilist“ ist, der „vermutlich noch nie auch nur zwei Worte richtig aneinandergesetzt hat“. Auf Seite 6 stößt man später auf das Gezische „durchs schon“ und weiß, was Ernst gemeint haben muß. Weiter wird man belehrt, es gebe von etwas ein Bewußtsein, das „kaum noch abweisbar sein dürfte“, es sei ferner die unnachgiebige Sorgfalt der Formulierung identisch mit begrifflicher Energie (?) und schließlich noch, daß „an der inneren Objektivität der Sprache vergessen worden war“. Was vergessen wurde, das erfahren wir nie, leider.

Aber damit sind wir noch nicht am Ende. Wir erfahren noch genug anderes: „sich verwandeln“ und „sich auflösen“ wird neuerdings mit dem Dativ verbunden: „Dieser ... Attitude ... muß das Objekt ... in toten Plunder sich verwandeln.“ und „Das Flimmern und Sprudeln jedoch, in das er sich der Wahrnehmung auflöste, ...“. Das klingt sehr vornehm, wer „töbte“ da nicht „Beifall“. Elisabeth Langgässer hat es sich einmal in ihrer Märkischen Argonautenfahrt erlaubt, „sich aufschlagen“ an einer Stelle mit dem Dativ zu verbinden, an der es stilistisch gerechtfertigt war. Aber bei Ihnen, Herr Ernst? Im Ernst!

Nehmen wir es doch nicht so genau, Sie tun es ja auch nicht. Denn wie ist es damit: „... könnte man sich vorstellen, daß ganz genau so, mutatis mutandis, ...“? Wie denn nun, „ganz genau so“ oder „mutatis mutandis“? Trösten wir uns alle zum Schluß mit einer Gescheitheit, die uns am Ende des Artikels noch geschenkt wird: nach den Informationen des Herrn Ernst ist die Eisenbahn „doch längst zu einem Rustikalen, einem Überbleibsel aus der guten alten Zeit geworden ...“.

Reiner Wohmann

Sehr geehrte Herren!

Sie haben mir die Novembernummer Ihrer Frankfurter Studentenzeitung DISKUS mit dem Aufsatz „Demonstration des Sprachzerfalls“ von Herrn René Ernst übersandt. Ich danke Ihnen hierfür recht herzlich und bitte Sie, diesen meinen Dank auch Herrn René Ernst zu übermitteln. Ich habe den Aufsatz mit jener Anteilnahme und auch Zustimmung gelesen, die verdient und es ist eine gute Sache, um die Sie sich hier bemühen ... Meine Zustimmung gilt der sehr positiven Herabsetzung der Aufgabe der Akademie, also der Ausgangsposition die Herr René Ernst einnimmt. Einzeluntersuchungen möge verfehlt sein, aber bedeutsam, sehr bedeutsam bleibt, was Herr René Ernst forderte. Und so möchte ich Ihnen eine Anregung geben: lassen Sie diesem Ihrem kritischen Aufsatz einen zweiten folgen unter der Überschrift: „Was erwarten wir Studenten heute von einer Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung?“. Stoßen Sie über die Kritik hinaus zu jenem eindeutigen Positiven vor, welches der Artikel von Herrn René Ernst schon voll und ganz enthält. Das wird alle Mitglieder der Akademie aufhorchen lassen! Ich habe mich über den Geist, den Sie hier vertreten, sehr gefreut und werde die Kritik, der Sie die Spalten Ihres Blattes geöffnet haben, als etwas sehr Wertvolles aufbewahren, und es noch mehr als einmal lesen. Mit nochmaligen herzlichsten Dank an Sie und Herrn René Ernst

Ihr sehr ergebener

Leo Weismantel, Prof. Dr.
Mitglied der Deutschen Akademie
für Sprache und Dichtung

„Diskus“ steht im Ganzen auf solch hoher Warte, ist so beeindruckend interessant, jugendlich und kühn unter dem Aspekt des akademischen Geistes, daß ich bitten möchte, mich als Abonnenten zu führen! Erstaunlich, daß „Diskus“ so wenig bekannt ist — die meisten Universitätszeitungen scheinen wohl eingegangen zu sein, was ich stets bedauert habe.

Dr. Josef Winckler, Schriftsteller
Mitglied der Deutschen Akademie
für Sprache und Dichtung

Es handelt sich nicht darum, in unserem Kopf irgendein System auszudenken oder zusammenzubauen und dieses dann zu propagieren; so wird die Welt nicht reformiert. Die Gesellschaft kann sich nur durch sich selbst verändern, das heißt, wir müssen die menschliche Natur in allen ihren Äußerungen studieren.
Pierre Joseph Proudhon

Nicht ohne Grund wird vermutet, daß sich bei gewissen gelehrten Schriftstellern derartige leere Ausdrücke vorfinden, die sie verfallen sind, um ihre Systeme da auszugleichen, wo ihr Verstand keine Vorstellung von Dingen beibringen konnte.
John Locke

Dieser Ausgabe liegt ein Bestellschein der „NEUEN ZEITUNG“ bei.



The British Centre
„Die Brücke“
Frankfurt a. M., Friedrich Ebert-Str. 48
Tel. 3286 u. 33794

British Centre ist eine Einrichtung zur Förderung kultureller und geistiger Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland. Es umfaßt Bibliothek, Lesesaal, Vortrags- und Kinosaal.

Vorträge im Dezember 1952:

Montag, 1. Dez. 52, 18 Uhr; Mr. Trenchard Cox, Direktor d. Museum f. Kunst, Birmingham, „Der gegenseitige Einfluß zwischen französischen und englischen Landschaftsmalern des 19. Jahrhunderts“

Freitag, 5. Dez. 52, 18 Uhr; Mr. C. A. Macartny, All Souls Coll. Oxford, „British Policy towards Central Europe“

Mittwoch, 17. Dez. 52, 18 Uhr; Lichtbildvortrag von Dr. M. Grotewahl, Leiter des Archivs für Polarforschung in Kiel „Die Polargebiete im Blickpunkt der neuen Ereignisse“

Im Kino finden täglich um 14, 15^{1/2}, 17 h im wöchentlichen Wechsel Vorführungen von Dokumentar- und Kulturfilmen statt.

Als regelmäßige Veranstaltungen sind Musikabende und „Play Readings“ vorgesehen. Auskunft telefonisch oder am Empfangstisch erbeten.

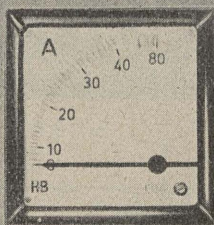
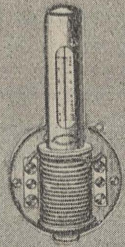
Fachbücher aller Gebiete

Universitätsbuchhandlung
BLAZEK & BERGMANN

(Dr. H. Bergmann)

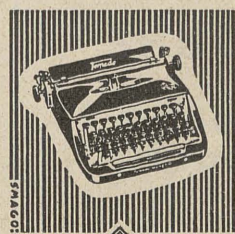
Frankfurt a. M., Goethestr. 1 · Tel. 93633

Bereits Anfang der 50er Jahre wurde der erste direktanzeigende Strommesser von dem Physiker Friedrich Kohlauch, Professor zu Würzburg, ersonnen und von seinem damaligen Universitäts-Mechanikus Eugen Hartmann, dem Gründer unseres Werkes, durchkonstruiert und erstmalig gebaut



H&B PRÄZISION

HARTMANN & BRAUN AG FRANKFURT/M
Elektrische und wärmetechnische Meßgeräte



KLEIN-TORPEDO

Modell 20

Hohe Leistung · Niedriger Preis
Die Schreibmaschine, die Sie suchen



Müller & Nemecek

FRANKFURT/M. · FRIEDRICH EBERT STRASSE 44 · RUF 32544/45

des aufs vereinzelte Ich bezogenen Bildungsbegriffs gelegen ist, in der Vergötzung des sich selbst genügenden Ichs, die vielleicht ein notwendiges historisches Durchgangsstadium, jedoch ganz und gar keine ewige Form war. Wenn aber ein solcher innerer Zusammenhang zwischen dem traditionellen Kulturbegriff und der Zivilisation bestehe, wäre die Aufgabe, über den alten Bildungsbegriff, der sich gegen die Hingabe ans Zivilisatorische, Gesellschaftliche, bloß absetzt, hinauszugehen.

In der Geschichte des deutschen Geistes ist dies selber angelegt. Wenn Herder, Schiller, Humboldt und Schleiermacher auf der ihrer Periode angemessenen Verinnerlichung insistierten, hat das realistische Ingenium von Hegel und Goethe tiefer gesehen als die individualistischen Denker, deren Kult des Individuums auf das Ende substantieller Bildung und eben damit auf die Abschaffung des Individuums hinausläuft. Jene beiden haben gewußt, daß der Weg der Bildung einer der Entäußerung ist; man könnte auch schlicht sagen: einer der Erfahrung. Gebildet wird man nicht durch das, was man „aus sich selbst macht“, sondern einzig in der Hingabe an die Sache, in der intellektuellen Arbeit sowohl wie in der ihrer selbst bewußten Praxis. Nicht anders als in dem Eingehen in sachliche Arbeit vermag das Individuum über die Zufälligkeit seiner bloßen Existenz hinauszukommen, an der der alte Bildungsglaube haftet und in der ohne jene Entäußerung bloß das beschränkte eigene Interesse und damit das schlechte Allgemeine sich durchsetzt. Steht die Erfahrung von Kunst nicht im Zusammenhang mit einem Leben, das in der Welt und von der Welt etwas will, so bleibt sie leer und blind, und machte der Konsument im Auto alle italienischen Städte mit Musen und Domen ab, sei er in den Konzertsälen der Welt zuhause und besitze die Platten aller Symphonieorchester. Mit dem Aneignen ist es nicht getan. Wer nicht aus sich herausgehen, sich an ein Anderes, Objektives ganz und gar verlieren und arbeitend doch darin sich erhalten kann, ist nicht gebildet, und der sogenannte Gebildete, der dazu unfähig ist, wird stets Male einer Beschränktheit und Befangenheit aufweisen, die seinen eigenen Anspruch auf Bildung Lügen strafen. Das Andere, Objektive aber ist heute nicht bloß das Besondere, was Ihnen in Ihrem Beruf als ein abgetrennter Sektor des gesellschaftlichen Lebens begegnet, Ihr spezifisches Arbeitsgebiet, das, was zu Ihrem persönlichen Fortkommen gehört, sondern ebenso und in erster Linie das, ohne was die Entfaltung des Einzelnen gar nicht möglich ist; ich meine die vernünftige und menschliche Einrichtung, die Verbesserung und Durchbildung des gesellschaftlichen Ganzen. Wenn Nietzsche einmal gesagt hat, daß das Wachsen der Dummheit und der Schurkerei zum Fortschritt gehöre, so wußte er doch auch, daß man in einer dummen Welt nicht weise, und in einer schlechten nicht gut sein kann. Bildung ist so sehr Bildung des äußeren Ganzen, wie gerade damit Bildung seiner selbst. Niemand ist gebildet, der nicht in der Hingabe an seine eigene Sache ihren Zusammenhang mit dem Ganzen erkennt und der nicht dieselbe Freiheit von Schlagwörtern, Clichés und Vorurteilen, die man im akademischen Beruf in seiner Wissenschaft sich erwerben soll, gegen den Zeitgeist auch in den öffentlichen Dingen tätig anwendet.

Die Auskunft, daß Industrialismus und Massengesellschaft uns zwar zum Bewußtsein der Problematik des überkommenen Bildungsbegriffs aber doch nicht zu seiner Freigabe zwingen, war eine Reflexion auf Ihre Vorstellung von dem, was Sie von der Universität erhoffen dürfen. Wir sind zur Einsicht gelangt, daß zur Verwirklichung der individuellen Bildung die im Studium zu erwerbende innere Freiheit, der Mut und die unbeirrbar hingabe ans Ganze mithinzugehören. Wenn solche Auskunft, so nüchtern und schlicht sie gemeint ist, doch wie eine hochgespannte Forderung klingen mag, so möchte ich jetzt einen Zug an Ihrer Erwartung bezeichnen, durch den sie einer unmittelbaren Erfüllung fähig ist. An der Universität studieren sie nicht nur, sondern indem Sie mit den anderen Studenten wie mit Ihren Lehrern zusammenkommen, finden Sie sich in einer Gemeinschaft, die ja schon auf Bildung und damit auf Wahrheit, Freiheit, Humanität bezogen ist. Sie begegnen einem Kreis, dem es auf Dinge ankommt, die durch gemeinsamen Besitz nicht vermindert sondern eher gesteigert werden, auf wesentliche Dinge, von denen nicht nur Ihr eigenes, sondern

das Dasein der Gesamtheit abhängt. Dies aber ist eine höchst menschenwürdige Beziehung und die wie immer unklare Vorstellung solcher Gemeinschaft ist, wie ich meine, in dem Bild einbegriffen, das Sie von Ihrer künftigen Universitätszeit hierher mitbringen. Hierzu lassen Sie mich noch ein Wort sagen.

Es gibt eine moderne Denkweise, die annimmt, daß ein Mensch nur dann vernünftig handelt, wenn sein eigenes oder fremdes Wohl die letzte Absicht sei. Die Menschen gelten dort immer als das letzte Ziel, jede andere Zwecksetzung als Aberglaube; sinnlos sei es, wenn man sich für Sachen hingäbe, anstatt sie bloß als Mittel für die Menschen anzusehen. Aber diese menschenfreundliche Philosophie weiß nichts davon, daß die Menschen zu leeren Hülsen werden, wenn sie nicht vermögen, in der Sache aufzugehen. So jedoch allein erhalten sie Inhalt und Substanz und gewinnen sich als Menschen zurück. Daß den Menschen alles in der Welt außer dem Menschen zum bloßen Instrument wird, trägt mit dazu bei, daß schließlich im Widerspruch zur guten Absicht die Welt bloß verwaltet, die Humanität zur Phrase wird. Jede echte menschliche Beziehung ist vermittelt, sie gründet in einer gemeinsamen Bekümmernis um ein Anderes, sei es das *summa bonum*, Gerechtigkeit, oder irgendein schlichtes Werk. Erst ein solches Interesse gibt der Beziehung Bestand. Die Universität aber ist ein Ort, wo solche Beziehungen sich anspinnen und damit auch die jugendlichen Bindungen und Freundschaften entstehen, die im Kleinen das Wesen der Gesellschaft vorweg nehmen, wie sie einmal im Großen als die richtige Gesellschaft sich gestalten soll. Ich glaube, daß der Wunsch nach solchen echten, wenn Sie wollen utopischen, Bindungen, der zutiefst mit dem nach wahrer Bildung zusammenhängt, der Vorstellung gehört, die Sie hierher mitbringen, und ich hoffe aus ganzem Herzen, daß er sich für Sie erfüllen wird.

Ebenso wie ich Sie davor warnen mußte, Ihren Anspruch auf Bildung durch einen antiquierten, der Zivilisation sich bloß entgegengesetzten Kulturbegriff abkaufen zu lassen, so würde ich um Ihre Willen es bedauern, wenn Sie anstatt die ernste menschliche Beziehung aus der wissenschaftlichen, ästhetischen, künstlerischen oder sonstigen Sache entstehen zu lassen, das Verhältnis umkehrten und die Beziehung zum Selbstzweck machten. Der Glaube an die gute menschliche Beziehung als Selbstzweck ist leer und abstrakt. Er wird, um den treffenden Bry'schen Ausdruck zu gebrauchen, zur verkaptten Religion, die die Liebe zur Wahrheit auslöscht.

Das soll Sie wahrlich nicht abhalten, die Gruppen und Vereinigungen, die sich an unserer Universität gebildet haben, alte und neue, und welche Ihnen den Weg zu Studenten und Studentinnen in ähnlicher Lage bahnen, aufmerksam zu prüfen und, wenn Sie es für richtig halten, der einen oder anderen beizutreten. Aber wir wünschen uns, daß Sie die wahre Ordnung Ihrer Interessen nicht verkehren, daß Sie die Sache, um derer willen Sie hier sind, nämlich die Wahrheit, nicht anderen Pflichten gegenüber zurückstellen. Wir wünschen vor allem, daß Sie den kompromißlosen Willen zur Mitarbeit an einer besseren Einrichtung der Welt und nicht durch die verkehrte Loyalität zu einer unwahr gewordenen Ideologie sich schmälern lassen. Jeder Ihrer Schritte als Studenten, und zumal als Studenten der Frankfurter Universität, die ihr Entstehen und Fortbestehen sowohl dem Staate und damit allen Schichten der Bevölkerung, wie besonders auch dem aufgeschlossenen Geist der freien Bürger dieser Stadt verdankt . . . jeder Ihrer Schritte, die gesehen werden, schließt eine Bedeutung und Verantwortung ein, die sich an noch so ehrwürdigen und künstlich erneuerten Bräuchen und Auffassungen einzelner Bünde nicht messen lassen, sondern einzig am eigenen entfalteten Denken und Gewissen. Dies ist von meinem Vorgänger von dieser Stelle aus bei der feierlichen Immatrikulation stets ins Bewußtsein gerufen worden, und ich wiederhole es heute im Bewußtsein, daß mehr als je die Zukunft einer freien Welt darauf gestellt ist, daß unter deutschen Studenten genügend Männer — und Frauen — mit Zivilcourage und Widerstandskraft, mit innerer Unabhängigkeit erstehen, die nicht wie die manipulierten Massen überall in der Welt auf brausende Worte und Führerrufe reagieren, sondern — in der Welt des Gegengeistes — geistige Menschen sind. Wenn wir als Lehrer dazu beitragen können, Sie so zu bilden, dann haben wir die spezifische Aufgabe der Universität erfüllt.

Es ist festgestellt worden, daß es nicht weniger als 29 verschiedene giftig wirkende Substanzen gibt, die für die menschliche Gesundheit schädlich sind und die während des Tageslaufes in einem Durchschnittshaushalt erzeugt werden. Einige von diesen sind Ausscheidungen des menschlichen Körpers, wie etwa die sehr kleine Menge von Ammoniak, die im Schweiß enthalten ist. Andere entstehen beim Kochen. Wenn man, so prosaisch es auch klingt, ein Ei backt, so wird man es kaum vermeiden können, daß eine kleine Menge Fett verbrennt. Das Verbrennen von Fett macht aber Akrolein, ein sehr starkes Gift frei. Die Menge ist natürlich sehr klein und wird gewöhnlich durch die normale Luftzirkulation zerstreut, so daß das Akrolein nur für kurze Zeit in dem bewohnten Raum verbleibt, die Gefahr ist daher hier nicht ernst zu nehmen. Die Wirkung der Fettverbrennung in einer Bratpfanne wird lediglich einen kurzen Hustenreiz bei der Hausfrau am Küchenherd hervorrufen. Die Wirkung derselben Akroleinmenge im Innern von Raumstationen würde ganz anders sein, denn selbst in seiner schwachen Konzentration würde das Gift dauernd zirkulieren, bis es irgendwelche Mittel gäbe, es aus der Atemluft zu entfernen. Über ausgedehntere Zeiträume hinweg könnten so äußerst gefährliche, sich anhäufende Giftwirkungen erzeugt werden. Gewöhnlich betrachtete chemische Verbindungen, wie Gerüche, sind auch häufig giftiger Natur. Sie werden allmählich die Luft in einem geschlossenen Raum verschlechtern, trotz dauernder Erneuerung des Sauerstoffes und Entfernung des Kohlendioxyds. Dieses Problem der sich anhäufenden Wirkung giftiger Stoffe ist in Höhenflugzeugen mit Druckkabinen unbekannt, denn der Luftpumpenmotor der Kabine drückt dauernd frische äußere Luft in die Kabine. Diese frische Luft treibt alle verunreinigten Gase, die die Kabine enthält, hinaus. Ein Unterseeboot taucht regelmäßig nach ein paar Stunden oder höchstens Tagen wieder auf. Dann reinigen die Gebläse die bewohnten Räume und füllen sie wieder mit frischer und kräftiger Seeluft. —

In einem Raumschiff gibt es andere als normale häusliche Tätigkeiten, die dazu neigen, die Luft der Druckkabine in gefährlicher Weise über ausgedehnte Zeiträume hinweg zu verunreinigen, und hierbei spielt die darin enthaltene technische Ausrüstung keine kleine Rolle. Viele plastische Stoffe enthalten giftige Beimengungen, wie ihr starker Geruch häufig bezeugt. Sie haben einen merkbaren Dampfdruck und verdunsten kaum wahrnehmbar, wobei sie die Atmosphäre verderben. Nebenumstände wie elektrische Kurzschlüsse sind verbunden mit dem Schmelzen von Kontakten oder Verbrennungen von Verbindungen. Das kann weitere gefährliche Wirkungen hervorrufen, wie es Schmierstoffe und Metaldämpfe tun. Es wird Ihnen einleuchten, daß das „Leben in der Büchse“ ein äußerst wichtiges Problem für den Arzt aufwirft und daß es wesentlich für die Weltraumfahrt ist. Aber es besteht kein Zweifel, daß das Problem durch Ausfrieren und Auswaschen der Atemluft und durch die Benutzung von geeigneten chemischen Filtern gelöst werden kann. Ein näheres Studium kann jedoch zeigen, daß es notwendig sein wird, ein kontinuierliches Verfahren hinzuzufügen, das die Entwicklung von Viren und Bakterien verhindert und solche, die schon existieren, tötet: Dies mit dem Ziel, Infektionskrankheiten an der Ausbreitung zu hindern. Vielleicht wird ein ins einzelne gehendes Studium zeigen, daß es nicht notwendig ist, gefährlichen Beimengungen zur Atemluft innerhalb eines Raumschiffes vorzubeugen: Es kann erforderlich sein, sich bestimmte nützliche Zusätze zu verschaffen. Wie lange kann der Mensch ohne Salz, Jod oder Staub als Komponenten der Luft, die er atmet — leben? Niemand wird, glaube ich, die Tatsache bezweifeln, daß dieses Thema für Medizin-Studenten am Anfang ihrer Laufbahn nahezu unerschöpflich ist.

Interplanetarisches WC

Aus der Fülle der Probleme werde ich kurz noch einige skizzieren:

Studien und Versuchsentwicklung von *Lebensrettungsplänen*, die es erlauben würden, mit Sicherheit ein in Gefahr befindliches Raumschiff zu verlassen. Ein möglicher Gedankengang ist der, die während der Beschleu-

nigungsperioden von der Raumschiffbesatzung benutzten Liegeplätze so weiterzuentwickeln, daß sie innerhalb zylindrischer, selbstschließender, ausstoßbarer Behälter angebracht sind, die im Katastrophenfalle nach der Art von Torpedos ausgestoßen würden. „Rettungs-Torpedos“ wie diese würden es ermöglichen, ein aufsteigendes Raketenschiff selbst in großen Höhen und bei Überschallgeschwindigkeit zu verlassen. Die kombinierte Wirkung von metallischen Bremsklappen und Fallschirmen würde den bemannten Torpedo sicher auf die Erde oder den Ozean bringen. Die Lebensretter würden durch Radar oder Radio eines eingebauten Senders, der während des Falles automatisch in Tätigkeit tritt, und die Abstiegsbahn aufzeichnet, zum Landepunkt gelenkt werden. Der Torpedo könnte durch seine Beschaffenheit auf der Wasseroberfläche treiben, bis Hilfe käme.

Medizinische Studien der Wirkung verlängerter *Gewichtslosigkeit*. Dies ist ein typisches Grundlagenforschungsproblem. Sie haben zweifellos alle schon von dem vielbesprochenen Raketenschuß gehört, der eine Gruppe von Tieren in die Ionosphäre sandte. Die Reaktionen dieser Tiere konnten durch Entfernungsmessungen, Filmaufnahmen, Elektrokardiographie, Enzephalographie und Fernsehen beobachtet werden, um die Wirkung der Gewichtslosigkeit auf die Versuchstiere festzustellen. Diese Art von Experimenten ist außerordentlich schwierig und kostspielig, und es dürfte wohl einen einfacheren Weg geben, die Wirkung der Gewichtslosigkeit effektiv im Laboratorium nachzuahmen, sagen wir durch zeitweiliges Außerkräftsetzen entweder der Gravitationsrezeptoren im inneren Ohr (mit Hilfe von geeigneten Drogen) oder auch des Drucksinnes auf der Haut.

Eine andere und vielleicht mehr praktische Studie wäre die *Haushaltsführung* an Bord eines Raumschiffes — das Ressort des Stewards, wenn Sie wollen. Einige der Wirkungen der Gewichtslosigkeit in dieser Abteilung bringen einen Schlag Humor in die Versuche. Andere verlangen ernsthafte Überlegungen. Wie kann man irgend etwas kochen, wenn das Wasser nicht in Berührung mit dem Boden des Topfes bleiben will? Wie geht das Braten vor sich? Und wenn wir das Problem des Bratens lösen, wie essen wir ihn? Und mit welchen Bestecken? Das Trinken (selbst das des Wassers) ist ein anderes Problem wie das Händewaschen, ohne daß man sich die Kleider völlig naß macht . . . Ja, wie kann man ein Brausebad nehmen? Wir können unseren Mannschaften nicht zumuten, daß sie mit diesen kleinen Einzelheiten für einen Zeitraum von langen Monaten, wenn nicht Jahren, allein fertig werden müssen. Und dann, was soll man mit dem Abfall tun? Wie etwa soll ein interplanetarisches W. C. aussehen?

Lufterneuerung und Wasserregeneration

Der forschende Biochemiker kann in der Weltraumfahrt ein weites Feld zum Nachdenken finden. Es ist behauptet worden, daß die sogenannten Chlorella-Algen viel wirtschaftlicher Sauerstoff erzeugen und Kohlendioxyd binden können als die fortschrittlichsten technischen Methoden. Nach Ansicht dieser Experten hat man nur die verbrauchte Luft durch ein durchsichtiges, mit Wasser gefülltes Rohr zu pumpen, das dem Sonnenlicht ausgesetzt und von Chlorella bewohnt wird. Die Algen assimilieren unmittelbar das Kohlenoxyd und verwenden es zum Zellaufbau durch Photosynthese. Gleichzeitig ersetzen sie den Sauerstoff der verbrauchten Luft . . . Ich erhebe keinen Anspruch auf ein gründliches Wissen auf diesem Gebiet, wer kann aber ohne umfassende Studien sagen, daß die Idee keinen Wert hat?

Wie ist es mit einem gut konstruierten Entwurf für eine *Sonnenkraftanlage*, passend für ein Raumschiff oder einen künstlichen Satelliten? Ich denke nicht an die gewöhnlichen Entwurfszeichnungen mit einer Reihe von rohen Schätzungen, wieviel Energie die Kraftanlage erzeugen würde: Ich denke an einen vollständigen Plan, in dem alles bedacht worden ist. Er sollte auch Rücksicht nehmen auf Fragen wie den Wärmeübergang zu den Dampferzeugungsrohren, die Strahlungskondensatoren, die Strahlungsverluste, die Akkumulatoren (die erforderlich sind, wenn das Sonnenlicht von der Erde abgehalten wird), die Spannungs- und Frequenz-Regulatoren und vieles andere.

Hat irgend jemand einen vollständigen technischen Entwurf eines geeigneten Lüfterneuerungssystems entwickelt, zusammen mit einer Feuchtigkeitskontrolle, Wasser-Wiedergewinnung und Wasser-Regeneration? Das sollte, wenn möglich, Mittel für eine wirksame Beseitigung von Verunreinigungen durch giftige Materialien und Geruchstoffe, die ich schon erwähnt habe, einschließen. Wir werden einen solchen Entwurf brauchen, wenn wir einen künstlichen Satelliten errichten.

Wer hat schon etwas Zeit damit verbracht, ernsthaft über eine wirklich brauchbare Rückstoßpistole nachzudenken, die bei der Montagearbeit in einer Satellitenbahn gebraucht wird? Oder vielleicht über eine Einrichtung, in der zukünftige Benutzer einer solchen Pistole sich auf dem Erdboden üben können? Sie werden lernen müssen, daß der Pistolenrückstoß sie dorthin treibt, wohin sie wollen, anstatt sie um ihre eigenen Trägheitsachsen zu drehen.

Es gibt noch viele andere zwingende Probleme außer denen, die ich bis jetzt aufgezählt habe. Wer hat einen Geschwindigkeitsmesser für hohe Machzahlen geschaffen, der zuverlässig arbeitet und nicht durch die Weltraumtemperatur beeinflusst wird? Weiß irgend jemand, welche Arten von Navigations-Instrumenten im Weltraum erforderlich sind? Können wir einen barometrischen Höhenmesser für extreme Höhen bauen, vielleicht nach dem Prinzip der Gasentladungsröhre? Welche Art von Radio-Ausrüstungen benötigen wir für die Verständigung mit einem künstlichen Satelliten? Und zwar ohne Unterbrechung? Ebenso für eine Expedition tiefer in den Weltraum hinein? Wie sollen wir eine Antenne für die Satelliten-Rakete entwerfen, die nicht schmelzen wird, wenn die Rakete zu Erde gleitet und die ganze Außenhaut rotglühend ist? Beeinträchtigt die Ionisation des Auspuffstrahles hinter einer Satelliten-Rakete bei Fluggeschwindigkeiten mit vielfacher Machzahl die Radio-Verbindung? Und wenn ja, wie? Wie steht es um die Entwicklung eines Elektromotors, der im Vakuum arbeiten kann, wo er nicht wie in natürlicher Luft gekühlt wird?

Jedes Problem ist das Wichtigste

Sie werden mir wohl verzeihen, daß ich so lange bei dem Thema der Einzelprobleme verweile und die weit interessanteren Studien von Plänen vollständiger Raumschiffe, wie sie gebraucht werden, um eine Raumstation zu bauen oder eine Reise zu Mars oder Venus auszurüsten, vernachlässige. Der Mann, der sich in eines dieser Teilprobleme verbeißt, sollte genau wissen, daß er das kritischste aller jener offenen Probleme löst, wenn es zur Weltraumfahrt kommt! Außerdem hat jeder Förderer der Weltraumfahrt, ungeachtet seiner technischen Erfahrung, ungeachtet seiner Nationalität, ungeachtet seines Wohnortes vollen und unbeschränkten Zugang zu diesen Einzelproblemen! Ich möchte jedoch nicht

Bildung und Barbarei

Ansprache zur feierlichen Immatrikulation Wintersemester 1952/53

Von Max Horkheimer

Der Begriff der Bildung ist dem des Geformten verwandt. Ungebildet nennen wir gewöhnlich einen Menschen, wenn er uns als ungeschliffen erscheint, wenn er Natur darstellt, die nicht gesellschaftlich gestaltet, nicht gesellschaftlich vermittelt ist. Nicht nur das deutsche Wort „Bildung“ weist auf Bilden, Formen eines Neustoffes hin, sondern die meisten Ausdrücke in den verschiedensten Sprachen, welche die Sphäre überhaupt bezeichnen; so heißt das lateinische *eruditio*, der altüberlieferte Ausdruck gerade für die gelehrte Bildung, daß ein Mensch aus dem Zustand der Roheit herausgenommen sei; und das Wort „Kultur“ selbst kommt von *colere*, pflegen, und bezieht sich ursprünglich auf den Ackerbau als eine regelmäßige und geordnete Praxis, der die blinde Produktivität des Bodens unterworfen ist. Bildung wäre danach die Umformung der ungeformten, primitiven Natur; der Mensch wird Herr über das, was ihm draußen und drinnen als befremdlich und bedrohlich erscheint. In der Bildung besteht Natur als solche fort, doch sie trägt die Züge der Arbeit, der menschlichen Gemeinschaft, der Vernunft. Je mehr eine Natur durch die Bedürfnisse der menschlichen Gemeinschaft

den Wind aus den Segeln derer nehmen, die nicht der Lockung von Berechnungen, Studien und Entwürfen, die sich auf vollständige Raumschiffe beziehen, widerstehen können. Für diese gibt es ebenso viele Themen, von denen sie sich die wertvollsten für den zukünftigen Gang der Entwicklung aussuchen können. Sie werden genau so unbefriedigt sein, wie der mit den Detailproblemen Ringende. Hier ein paar Beispiele:

Entwurfsplan eines Satelliten-Schiffes mit besonderem Nachdruck auf Vereinfachung der Entwicklungsarbeit, beispielsweise durch Standardisierung der Kraftanlage-Typen der verschiedenen Raketenstufen.

Eine Vergleichsstudie der relativen Werte der Bergung und Wiederbenutzung abgeworfener Stufen gegenüber dem Plan, Stufen und Tanks wegzuerwerfen.

Eine umfassende Untersuchung der Prüfstände und Prüfausrüstungen, die für die Entwicklung eines Satelliten-Schiffes erforderlich sind.

Ein Ingenieur-Projekt für Rumpf und Flügel eines Raketen-schiffes, das von einer Außenstationsbahn zur Erde zurückkehrt, mit besonderer Rücksicht auf die Außenhaut-Temperatur, die durch die Luftreibung beim Wiedereintritt in die Atmosphäre erzeugt wird.

Nun möchte ich gerne wissen, ob es noch jemanden gibt, der glaubt, er könne angesichts all dieser Unmengen von ungelösten Problemen nichts Wertvolles zu der Entwicklung der Weltraumfahrt beisteuern, nur weil er von geheimen, militärischen Raketenprojekten ausgeschlossen ist. Wir, die wir in die tägliche Verwirrung praktischen Raketenbaues eingefangen sind, die wir weder Zeit noch Muße haben, all diese Fragen zu untersuchen, wir sehen auf die Interplanetarischen und Weltraum-Vereinigungen und ihre Veröffentlichungen von Lösungen von Problemen, für die wir weder Zeit noch Muße haben, aber die nichtsdestoweniger wesentlich sind für die Arbeit, die wir in Zukunft tun werden. Tatsächlich sind solche Publikationen, wie das Journal der British Interplanetary Society, wie das der Deutschen Gesellschaft für Weltraumforschung, der American Rocket Society und viele andere Broschüren und Aufsätze, herausgegeben von den Vereinigungen, die diesen internationalen Körper bilden, zu wahren Goldgruben wertvoller Tatsachen geworden. Raketenbauer, die in die praktische Entwicklung eingespannt sind, lesen diese Veröffentlichungen als Anregung und Antwort auf ihre gegenwärtige und zukünftige Arbeit. Es ist nicht zuviel gesagt, daß viele Bücher, die seit dem zweiten Weltkrieg veröffentlicht worden sind und Themen der Weltraumfahrt behandeln, mehr dazu beigetragen haben, unser Grundlagenschema zu fördern als einige der Abermilliarden, die in den militärischen Großraketenbau geflossen sind. In den kommenden Jahren wird dies die Geschichte der technischen Entwicklung beweisen.

geformt war und sich zugleich als Natur in dieser Form erhielt, wie im Brot der Geschmack des Korns, die Traube im Wein, der bloße Trieb in der Liebe, der Bauer im Bürger und Städte, desto mehr scheint der Begriff der Bildung im ursprünglichen Sinn erfüllt.

An solcher überkommenen Bestimmung des Begriffs Bildung heute festzuhalten, scheint uns aus vielen Gründen verwehrt. Ich weise nur auf einen einzigen hin: Die Änderung in der Beziehung von Gesellschaft und Natur, die in den letzten hundert Jahren sich vollzogen hat. Die Lebensbereiche, die von der Gesellschaft unabhängig sind, das ist auch Ihnen bewußt, schrumpfen immer mehr zusammen. Es gibt nichts Unbetretenes mehr. Es sieht so aus, als wäre überhaupt kein Stückchen unerfaßter Natur mehr übrig, weder draußen noch drinnen. Symbolisch für das Draußen scheint mir ein Bericht aus Innerafrika, daß die dort dank vieler Schongesetze noch nicht ganz ausgerotteten wilden Tiere eine Störung der Flughäfen bildeten und die Sicherheit gefährdeten. Wir brauchen aber nicht an Afrika zu denken. In Europa, von Amerika ganz zu schweigen, erhält bald jedes

Dorf genügend Elektrizität und Rundfunk um, seinen technischen Voraussetzungen nach, in Kürze dem zu widersprechen, was die neue Romantik an Naturverbundenheit dort aufzuspüren behauptet. Symbolisch für das Drinnen ist die Tendenz des Großbetriebes, die menschlichen Beziehungen bis ins Kleinste zu regulieren. Nicht bloß werden die Verkäuferinnen in Lächeln ausgebildet und der Betriebsleiter in Menschenbehandlung, sondern es wird gang und gäbe, das mühsam gelernte, neutrale Wesen, das durch Bekundung von Affekten sich keine Schwierigkeiten schafft und mit den Spielregeln der Gesellschaft auf gutem Fuße steht, als das natürliche anzusehen — und das natürliche in seiner Befangenheit als unnormal.

In all dem kündigt sich ein Zustand an, in dem die Natur von der Gesellschaft nicht bloß aufgesogen sondern zunichte gemacht, nicht gehegt sondern negiert, nicht als Wertvolles gepflegt sondern als Material verwertet wird. Es ist gegenüber dem früheren Wesen der Arbeit der durch die Technisierung, den Industrialismus gesetzte Unterschied. Der Prozeß der Bildung ist in den der Verarbeitung umgeschlagen. Die Verarbeitung — und darin liegt das Wesen des Unterschieds — läßt dem Gegenstand keine Zeit, die Zeit wird reduziert. Zeit aber steht für Liebe; der Sache, der ich Zeit schenke, schenke ich Liebe; die Gewalt ist rasch. Man könnte also vertreten, dem Begriff der Bildung wäre im wörtlichsten Sinn seine Substanz dadurch entzogen worden, daß es nichts Ungebildetes, keine unbeherrschte Natur im menschlichen Bereich überhaupt gibt, die zu bilden wäre, und daß es vielleicht eher darauf ankommt, an diese, an das noch nicht ganz von menschlicher Planung und Selbstdisziplin Bewältigte zu mahnen, als das Reich der Bildung auszudehnen, das ohnehin total zu werden scheint.

Die Ausmerzung der Natur, ihre Vernichtung zu bloßem Material, führt in die Krise der Bildung, von der so viel die Rede ist. Das alte lateinische Sprichwort, auch wenn man die Natur mit der Forke austriebe, sie kehre stets wieder — *naturam expellas furca, semper revertitur* — gehört offenbar im Gegensatz zu dem, daß Handwerk einen goldenen Boden habe, und daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht, zu denjenigen, die noch nicht außer Kurs gesetzt sind. Die moderne Psychologie hat mit großem Nachdruck entwickelt, daß die unterdrückte Natur, die zivilisatorisch gewaltsam zurückgedrängten Triebe, nicht einfach verschwinden, sondern in andere Energien sich umsetzen und zwar proportional zum Anwachsen des Drucks gerade ins zerstörerische. Diese bedrohen den Bau selbst. Wenn ich es paradox ausdrücken soll, so produziert der industrielle Prozeß zugleich auch ein neues und vielleicht ungeahntes Maß an Barbarei. Dies gilt sowohl für den einzelnen Menschen unserer Zeit, hinter dessen beherrschter, selbstsicherer, routinierter Haltung nicht selten die destruktive, hämische, verzweifelte Geste bereit steht, als von der ganzen Gesellschaft.

Auch in dieser ist die Unbildung keineswegs auf ländliche Bezirke beschränkt, auf die der Begriff des Rohen ursprünglich von den mittelalterlichen Städten gemünzt war. Die fortgeschrittenen Schichten sind nicht die am wenigsten anfälligen. Man wird Zweifel daran hegen, ob ein Bauer aus dem neunzehnten Jahrhundert wirklich so viel ungebildeter war, als ein Jüngling es ist, der seine „Freizeit“ — so nennt man das heutzutage — damit verbringt, sich in einem Strandbad systematisch braunbraten und dazu sein Radio dudeln zu lassen. Wenn auch die scheinheilige Ansicht, daß gerade das Ländliche und Bodenständige die Kultur garantiere, eine romantische und schließlich totalitäre Fälschung ist, so können wir darum der Humanität der Verkehrshauptstädte uns keineswegs für versichert halten. Die durch den eiligen Fortschritt sich verstockende Natur ist allenthalben bereit.

Wir müssen uns überhaupt hüten, jenen Prozeß der universalen Vergesellschaftung, jenes Geformt- und Erfastwerden eines jeglichen Einzelnen durch die Totalität, allzu buchstäblich und simpel uns vorzustellen. Gerade das Tempo, das die technische Entwicklung und mit ihr die Durchorganisation der Gesellschaft während der letzten Dezennien angenommen hat, bewirkte, daß immer weitere Sektoren des Lebens und der Menschen in diesen Prozeß hineingerissen werden, die ihrer eigenen geschichtlichen Entwicklung nach nicht reif dazu waren. Unendlich viel Krudes und Ungeformtes wird von der allgegenwärtigen Formung dünn

übersponnen. Der Widerspruch zwischen diesem Überspennensein und dem Darunterliegenden, im weiten Maße Formlosen, hat seine verhängnisvollen Aspekte: die alten traditionalistischen Bildungselemente werden aufgelöst, ohne daß der neue Zustand des Geistes bereits am Bewußtseinsstand der Subjekte seine Stütze hätte, und so wächst tatsächlich heran, was Spengler den modernen Höhlenmenschen nannte. Wenn wir heute von der Problematik der Bildung, ihrem Umschlag ins Gegenteil, sprechen, dürfen wir dabei nicht den Rückstand des Ungebildeten, Nichtmitgekommenen, im buchstäblichen Sinn Rohen, vergessen, der von der jüngsten Phase der Zivilisation mitgeschleppt, jedoch keineswegs der eigenen Substanz nach durchdrungen ist. Die geistige Urteilsfähigkeit der Bevölkerung, die in so schreiendem Mißverhältnis zum hohen Stand der Wissenschaften und der Technologie sich befindet, die Versuchung zum Betrug, den dieser intellektuelle Zustand der Massen ständig für skrupellose Mächtigkeit bedeutet, sind gerade den industriell fortgeschrittensten Völkern gemeinsam, und die jüngste Geschichte kennt die Folgen, die in der zugleich totalen und oberflächlichen Vergesellschaftung des modernen Lebens angelegt sind. Lassen Sie uns hoffen, daß Ihre Generation nicht noch weitere und neue zu tragen hat, daß sie die Kraft — und vor allem die Zeit — findet, Einsicht zu gewinnen in das Wesen des anscheinenden Verhängnisses, und schließlich die Macht, es abzuwenden, ehe sie in es hineingezogen wird. Das ist die Bildungsaufgabe, zu der wir gegenwärtig, an deutschen Universitäten, aufgerufen sind.

Aber nun will ich endlich den Einwand nennen, der Ihnen gewiß auf den Lippen liegt. Sie werden sagen, ich hätte den Unterschied von echter und unechter Bildung, von Geist und Ratio, von Kultur und Zivilisation übersprungen. Kultur sei jener zuerst erwähnte Begriff der Bildung, die in bloßer Gewalt über die unterjochte Natur sich nicht erschöpfe, sondern sie zugleich verständlich am Leben erhalte. Die moderne Erfassung der Natur durch die Gesellschaft dagegen, und die aus ihr sich ergebenden gesellschaftlichen Beziehungen zwischen den Menschen, sei bloße Zivilisation. Sie werden geneigt sein, Perioden echter und unechter Bildung dogmatisch zu unterscheiden und bestimmte geschichtliche Zustände als Muster für die guten und andere als solche für die schlechten heranzuziehen, während doch in den gepriesenen Epochen die Mehrheit der Menschen sich in dumpfer und unfreier Arbeit verzehrte. Sie werden mit dem traditionellen, idealistischen Bildungsbegriff Bildung dort sehen, wo ein Mensch sich selbst, gewissermaßen wie ein Kunstwerk zu gestalten sucht, sich sozusagen selbst zum Objekt der eigenen Formung wird, und nicht wo er seine Kraft an die Formung der Welt wendet, und in den äußeren gesellschaftlichen Prozeß eingreift. Sie könnten, wie zuletzt noch die George-Schule, ästhetische Gestaltung für Kultur halten und die Wirksamkeit in der Welt für unedle Zivilisation.

Ich möchte Sie davor warnen — und eben diese Warnung ist vielleicht ein Stück Bildung — mit solchen Gegensätzen allzu rasch zu hantieren; das eindringende Verständnis geschichtlicher Strukturen läßt sich durch keine schematische Klassifikation ersetzen. Es wird gerade zur Bildung gehören, die Sie an der Universität gewinnen, daß Sie sich solcher handlicher Antithesen ent schlagen und nicht so denken, als wären die wichtigsten Dinge zwischen vernünftigen Menschen ohnehin längst abgemacht. Werden Sie vielmehr mißtrauisch, wenn einer die Phänomene in Schafe und Böcke einteilen will. Es könnte in unserem Fall so sein, daß eben das, was man der angeblich bösen Zivilisation vorwirft, in der scheinbar so guten Kultur unserer Väter schon enthalten war und sich notwendig aus ihr entfaltet. Die sogenannte Bildung der Persönlichkeit, die Verinnerlichung, die Rückwendung des gestaltenden Willens auf sich selbst, so viel Positives sie auch gewirkt haben mögen, trugen doch zweifellos zur Verhärtung der einzelnen Menschen, zum Hochmut, zum Privileg bewußtsein und der Verdüsterung der Welt bei. Indem unter dem Titel der Bildung der gestaltende Wille, und das heißt die Liebe, von der Realität auf das seiner eigenen Formung lebende Individuum sich zurückwandte, kündigte die Barbarisierung der Menschheit bereits im neunzehnten Jahrhundert sich an. Es könnte weiter in unseren Fall so sein, daß eine der geistigen Ursachen der Bildungskrise gerade im Festhalten

8. Diplomprüfung für Geophysiker und Meteorologen

Für das Studium der Geophysik und Meteorologie wird im wesentlichen die Prüfungsordnung von 1941 (veröffentlicht in der Zeitschrift für Geophysik, Jahrgang 17, Heft 5/6, 1941/42) zugrunde gelegt. Eine Neufassung der Prüfungsordnung, die für alle Lehrstühle der Meteorologie und Geophysik im Bereich der Bundesrepublik eine Angleichung der jetzt noch vorhandenen Differenzen anstrebt, wird voraussichtlich im kommenden Jahr erscheinen.

Promotionsordnung

der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Der akademische Grad eines Doktors der Naturwissenschaften (Dr. rer. nat.) wird verliehen auf Grund einer von dem Bewerber verfaßten wissenschaftlichen Abhandlung über ein von ihm gewähltes Thema und einer eingehenden mündlichen Prüfung. Die Abhandlung muß wissenschaftlich beachtenswert sein und die Befähigung des Bewerbers darzulegen, selbständig wissenschaftlich zu arbeiten. Für die Zulassung zur Promotion ist Voraussetzung das Reifezeugnis einer anerkannten deutschen höheren Schule und ein mindestens vierjähriges Studium an einer deutschen Universität. Die Studiensemester an Universitäten, Technischen, Landwirtschaftlichen, Forstlichen, Tierärztlichen und Handelshochschulen sowie an Bergakademien werden voll angerechnet, wenn die Studienfächer, für welche die Anrechnung beansprucht wird, an den verschiedenen Hochschulen entsprechend vertreten sind. Die an einer Hochschule für Lehrerbildung verbrachten Semester können im Falle der Promotion in dem Fach Pädagogik als Hauptfach auf die vorgeschriebene Studienzeit voll angerechnet werden. Im Falle der Promotion in einem anderen Fache können zwei Semester angerechnet werden. Der Promovend muß mindestens zwei Semester an derjenigen Universität studiert haben, an der er promovieren will.

Dem Gesuche um Zulassung zur Promotion, das an den Dekan der Fakultät zu richten ist, sind beizufügen:

1. ein Lebenslauf, der namentlich auch über den Bildungsgang des Bewerbers Aufschluß gibt, sowie ein Lichtbild;
2. die Zeugnisse über die Vorbildung;
3. ein Führungszeugnis;
4. eine Erklärung darüber, ob und mit welchem Erfolge der Bewerber sich bereits einer anderen Doktorprüfung oder einer Staatsprüfung unterzogen hat;
5. die in deutscher Sprache abgefaßte Dissertation (3 Exemplare).

Am Schlusse der Dissertation hat der Bewerber anzugeben, welche Quellen und Hilfsmittel er für ihre Ausarbeitung benützt, sowie, ob und inwieweit er sich bei der Ausarbeitung fremder Hilfe bedient hat. Dieser Angabe ist die eidesstattliche Versicherung hinzuzufügen, daß keine unerlaubte Hilfe stattgefunden hat. Der Umstand, daß die Abhandlung bereits von dem Verfasser in einer wissenschaftlichen Zeitschrift durch den Druck vorveröffentlicht worden ist, schließt eine Benutzung als Doktorarbeit dann nicht aus, wenn diese Veröffentlichung mit Genehmigung des Dekans erfolgt ist. Dem Gesuche um Zulassung zur Promotion sind weiterhin die Testierbücher sowie die Quittung über die eingezahlten Gebühren in Höhe von DM 200,— beizufügen.

Der Dekan bestimmt für die Dissertation einen oder mehrere Berichterstatter. Bei Dissertationen über Grenzgebiete zwischen zwei Fakultäten kann der zweite Berichterstatter einer anderen Fakultät angehören. Die Berichterstatter geben ein begründetes Gutachten ab und beantragen entweder die Annahme oder die Ablehnung der Arbeit. Im ersteren Falle ist zugleich das Prädikat der Arbeit vorzuschlagen. Als Noten gelten „ausgezeichnet“ (1), „Sehr gut“ (2), „gut“ (3), „genügend“ (4). Hat der Berichterstatter vorgeschlagen, die Arbeit anzunehmen, so veranlaßt der Dekan den Fortgang der Prüfung. Der Dekan ernannt die Prüfungskommission und übergibt ihr die Dissertation, das Gutachten und sonstige Akten. Nachdem die Mitglieder der Kommission Einsicht genommen haben und der Dekan den Prüfungstermin bestimmt hat, zirkuliert die Arbeit, soweit es möglich ist, unter den Mitgliedern der Fakultät. Jedoch kann diese Zirkulation nicht mehr für den Fortgang der Prüfung hinderlich sein. Den Mitgliedern der Fakultät steht das Recht zu, beim Dekan Einspruch gegen die Beurteilung der Arbeit zu

erheben. In diesem Fall entscheidet der Dekan, ob dieser Einspruch auf die weitere Durchführung der Promotion Einfluß gewinnen soll oder nicht. Hat der Berichterstatter die Ablehnung der Arbeit empfohlen, so läßt der Dekan den Mitgliedern der Fakultät eine Mitteilung hierüber zugehen mit dem Bemerkten, daß die Arbeit im Dekanat für die Dauer von vier Wochen ausliegt. Die Dissertation gilt als abgelehnt, wenn nach Ablauf der Frist Mitglieder der engeren Fakultät gegen das ablehnende Gutachten keinen Einspruch erhoben haben. Ist ein begründeter Einspruch gegen die Ablehnung erfolgt, so entscheidet der Dekan über eine erneute Prüfung der Arbeit, für die er Gutachter außerhalb der Fakultät auffordern darf. Die endgültige Entscheidung über die Annahme oder Ablehnung der Arbeit nach der erneuten Prüfung trifft der Rektor nach Anhören des Dekans.

Die Fakultät kann die Dissertation zur Umarbeitung binnen einer bestimmten Frist zurückgeben. Wird die Dissertation abgelehnt, so gilt die Doktorprüfung als nicht bestanden. Die abgelehnte Arbeit verbleibt mit allen Gutachten bei den Akten der Fakultät. Eine bei einer anderen Fakultät zurückgewiesene Dissertation wird zum Zwecke der Promotion nicht angenommen.

Den Prüfungsausschuß bestimmt der Dekan. Er muß indes in allen Fällen den Anreger der Arbeit, soweit er der Fakultät angehört, zur mündlichen Prüfung hinzuziehen. Ist die Arbeit in einem Institut, das nicht der Universität zugehört, angefertigt worden, so ist der Fachvertreter (Ordinarius) an der mündlichen Prüfung zu beteiligen. Die mündliche Prüfung findet in dem Fach, aus dem die Abhandlung entnommen ist, als Hauptfach und zwei Nebenfächern statt. Ein Nebenfach kann auch dem Fachgebiet einer anderen Fakultät entnommen werden. In diesem Falle ist der betreffende Fachvertreter der anderen Fakultät als Prüfer heranzuziehen. Voraussetzung für die Zulassung dieses Nebenfaches durch die Fakultät ist ein sinnvoller innerer Zusammenhang mit dem Hauptfach, den der Promovend in seinem Gesuch zunächst selbst zu begründen hat. Die Entscheidung über die Zulassung trifft der Dekan nach Anhören der Berichterstatter.

Bei der mündlichen Prüfung werden dieselben Noten erteilt wie bei der Beurteilung der Dissertation. In das Diplom werden beide Noten aufgenommen. Ist die Prüfung nicht bestanden, so kann sie frühestens nach sechs Monaten wiederholt werden. Eine zweimalige Wiederholung der Prüfung ist ausgeschlossen. Die Zurücknahme eines Promotionsgesuches ist solange zulässig, als nicht durch ablehnende Entscheidung über die Dissertation das Promotionsverfahren beendet ist oder die mündliche Prüfung begonnen hat.

Nach bestandener mündlicher Prüfung hat der Bewerber seine Abhandlung in der von der Fakultät genehmigten Form vervielfältigen zu lassen und die vorgeschriebene Anzahl Exemplare der Dissertation innerhalb eines Jahres nach bestandener mündlicher Prüfung an die Fakultät abzuliefern. Versäumt der Kandidat diese Frist, so erlöschen alle durch die Prüfung erworbenen Rechte unter Verfall der Gebühren. Auf der Rückseite des Titelblattes der vervielfältigten Abhandlung ist der Name der Gutachter zu vermerken. Außerdem ist der Lebenslauf des Bewerbers anzufügen. Die vorgeschriebene Fassung des Titelblattes ist auf der Dekanatskanzlei zu erfragen. Es sind 200 Exemplare der Dissertation an die Dekanatskanzlei abzuliefern. In geeigneten Fällen kann die Fakultät die Zahl der Pflichtexemplare beschränken, jedoch nur, falls die Arbeit in einer anerkannten wissenschaftlichen Zeitschrift erscheint.

Die Promotionsgebühr kann nur in Ausnahmefällen mit Genehmigung des Universitätskurators ermäßigt oder erlassen werden. Voraussetzung hierfür ist neben besonderer Befähigung zu wissenschaftlichen Arbeiten Bedürftigkeit. Stundungen und Rückerstattungen der Promotionsgebühr sind in keinem Falle möglich.

Die Aushändigung des Doktordiploms kann erst nach Ablieferung der Pflichtexemplare erfolgen. Mit der Aushändigung des Diploms gilt die Promotion als vollzogen. Von diesem Tage ab beginnt das Recht zur Führung des Doktorgrades.

Die Fakultät kann Grad und Würde eines Doktors der Naturwissenschaften ehrenhalber verleihen.

Übersicht über die Prüfungsordnungen

der Fachrichtungen sämtlicher Fakultäten an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt-Main

Naturwissenschaftliche Fakultät

(Fortsetzung)

3. Staatsprüfung für Pharmazeuten

Der pharmazeutischen Prüfung geht die pharmazeutische Vorprüfung voraus. Zur Vorprüfung ist einzureichen: Außer dem Reifezeugnis das Zeugnis des Apothekervorstandes über eine zweijährige, erfolgreiche Praktikantentätigkeit des Kandidaten, ein Tagebuch, in dem der Kandidat über die während der Praktikantenzeit ausgeführten Arbeiten berichtet, die während der Ausbildungszeit angelegte Pflanzensammlung, sowie ein Führungszeugnis.

Über die Zulassung des Kandidaten entscheidet der Vorsitzende des Prüfungsausschusses. Die Vorprüfung zerfällt in zwei Abschnitte, einen praktischen und einen mündlichen, und wird normalerweise an zwei aufeinanderfolgenden Tagen durchgeführt. In der praktischen Prüfung hat der Kandidat

1. zwei galenische und ein pharmazeutisch-chemisches Arzneimittel des deutschen Arzneibuches anzufertigen, 2. fünf schwierigere Verschreibungen zu lesen, die Arzneien anzufertigen und nach der Deutschen Arzneitaxe zu berechnen. Je eine dieser Verschreibungen muß auf ein Betäubungsmittel, auf eine zu sterilisierende Arznei und auf eine homöopathische Arznei lauten, 3. zwei Arzneimittel nach den Vorschriften des Deutschen Arzneibuches zu prüfen und die chemischen und physikalischen Vorgänge bei der Prüfung zu erläutern. Es sind hierbei nur Kenntnisse der einfacheren Untersuchung zu fordern.

In der praktischen Prüfung hat der Kandidat

1. etwa zehn frische oder getrocknete einheimische Pflanzen zu erkennen und ihre Verwendung zu pharmazeutischen Zwecken und die Abstammung der Pflanzen zu erläutern, 2. etwa zehn Drogen zu erkennen und ihre Abstammung, ihre Verwendung zu pharmazeutischen Zwecken sowie ihre hauptsächlichsten Verfälschungen zu erläutern, 3. etwa zehn Stoffe oder Zubereitungen des Deutschen Arzneibuches zu erkennen sowie ihre Herstellung und ihre Verunreinigungen und hauptsächlichsten Verfälschungen zu erläutern.

Die mündliche Prüfung soll etwa eine Stunde dauern. Für das Gesamtergebnis der Prüfung, das sich aus den Teilergebnissen der beiden Abschnitte ergibt, sind die Bezeichnungen „sehr gut“ (1), „gut“ (2), und „genügend“ (3) zulässig. Die Prüfung kann bei Nichtbestehen frühestens nach einem halben Jahr vollständig wiederholt werden.

Der Meldung zur pharmazeutischen Hauptprüfung sind beizufügen:

1. das Zeugnis über die vollständig bestandene pharmazeutische Vorprüfung; 2. der Nachweis, daß der Prüfling nach vollständig bestandener Vorprüfung mindestens sechs Semester an einer deutschen Hochschule dem Studium der Pharmazie obgelegen hat; ferner ist bei der Meldung nachzuweisen, daß der Prüfling nach vollständig bestandener Vorprüfung

1. chemische, botanische, physikalische, pharmazeutisch-chemische und pharmakognostische Vorlesungen gehört hat; 2. zwei Semester an analytisch-chemischen Übungen und anschließend vier Semester an pharmazeutisch-chemischen Übungen, unter besonderer Berücksichtigung von galenisch-pharmazeutischen Übungen; 3. ein Semester an botanischen Übungen und anschließend drei Semester an pharmakognostischen Übungen; 4. ein Semester an physikalischen oder physikalisch-chemischen Übungen; 5. an einer mit Übungen verbundenen Vorlesung über physiologisch-chemische Untersuchungen; 6. an einer mit Übungen verbundenen Vorlesung über die Grundzüge der Bakteriologie und Hygiene sowie über Sterilisationsverfahren regelmäßig und mit Erfolg teilgenommen hat; ferner eine Vorlesung über die Wirkung der Arzneimittel und Gifte sowie die physiologische Prüfung von Arzneimitteln und eine Vorlesung über Apotheken- und Arzneimittelgesetzgebung gehört hat; an einer mit Übungen verbundenen Vorlesung über Homöopathie für Pharmazeuten und an einem Kursus über Buchführung, Steuerkunde und Privatwirtschaftslehre mit Erfolg teilgenommen hat.

Ferner ist ein eigenhändig geschriebener Lebenslauf und ein amtliches Führungszeugnis vorzulegen.

Die pharmazeutische Hauptprüfung umfaßt folgende Abschnitte:

Praktischer Teil:

1. Analytische Chemie, 2. pharmazeutische Chemie, 3. Pharmakognosie.

1. Analytische Chemie: Es sind

a) in einer Mischung aus nicht mehr als acht Bestandteilen diese nachzuweisen; jedes Ion gilt als Bestandteil; b) aus einer Mischung, deren Bestandteile dem Prüfling bekanntgegeben wurden, drei Ionen mengenmäßig zu bestimmen.

2. Pharmazeutische Chemie: Es sind

a) zwei Arzneimittel anzufertigen; b) zwei Arzneimittel zu untersuchen; c) in einer Arznei, auch Arzneispezialität, die Bestandteile oder in einem mit Arzneimitteln versetzten Träger die Arzneimittel festzustellen und gegebenenfalls mengenmäßig zu bestimmen; d) ist ein menschlicher Harn chemisch und physikalisch zu untersuchen.

3. Pharmakognosie: Es ist

a) die Prüfung einer Droge auf mikroskopischem Wege auszuführen; b) ein Drogenpulver auf mikroskopischem Wege zu untersuchen; c) sind in einem Teegetränk aus höchstens fünf Drogen diese Drogen nach Art und möglichst nach Menge festzustellen.

Über den Prüfungsgang und die Ergebnisse der Prüfung hat der Prüfling einen schriftlichen Bericht einzureichen.

Mündlicher Teil:

1. Allgemeine Chemie, 2. Physik, 3. allgemeine Botanik, 4. pharmazeutische Chemie, 5. Arzneipflanzen, 6. Pharmakognosie, 7. Gesetzeskunde.

1.—3. Allgemeine Chemie, Physik und allgemeine Botanik: in diesen Fächern hat der Prüfling nachzuweisen, daß er über die für seinen Beruf erforderlichen Kenntnisse verfügt.

4. Pharmazeutische Chemie: Es sind von mindestens drei Arzneimitteln Eigenschaft, Zusammensetzung, Herstellung, Prüfung, Wertbestimmung und Verunreinigungen anzugeben und allgemeine Fragen aus dem Gebiet der pharmazeutischen Chemie zu beantworten.

5. Arzneipflanzen: Es sind eine Anzahl frische oder getrocknete Pflanzen zu erkennen und zu erläutern sowie allgemeine Fragen über Arznei- und Nutzpflanzen zu beantworten.

6. Pharmakognosie: Es sind eine Anzahl Drogen zu erkennen. Ihre Abstammung, Merkmale, Verfälschungen, Inhaltsstoffe sowie Verunreinigungen sind zu erläutern. Weiter sind allgemeine Fragen aus dem Gebiete der Pharmakognosie zu beantworten.

7. Gesetzeskunde: Es ist festzustellen, ob der Prüfling die gesetzlichen Bestimmungen über das Apothekerwesen, den Verkehr mit Arzneien, Betäubungsmitteln und Giften, den Aufbau der Zentralverwaltung sowie die Pflichten und Rechte des Apothekers kennt.

Die Prüfungen sollen möglichst unmittelbar hintereinander abgelegt werden. Für das Gesamtergebnis der Prüfung, das sich aus den Teilergebnissen der einzelnen Abschnitte ergibt, sind die Bezeichnungen „sehr gut“, „gut“ und „genügend“ zulässig. Ist die gesamte Prüfung nicht bestanden, kann sie frühestens nach einem halben Jahr wiederholt werden. Die Gebühr für die pharmazeutische Hauptprüfung beträgt DM 175,—. Nach vollständig bestandener pharmazeutischer Prüfung und möglichst im Anschluß daran hat der Kandidat ein Jahr an Apotheken praktisch zu arbeiten. Den Nachweis hierüber hat er durch ein Zeugnis des Apothekervorstandes zu erbringen.

4. Diplomprüfungen für Physik und Mathematik

Die Diplomprüfung bildet den ordnungsmäßigen Abschluß des Studiums der Physik oder Mathematik. Auf Grund der bestandenen Prüfung wird je nach der Wahl des Hauptfaches der akademische Grad eines Diplomphysikers (Dipl.-Phys.) oder eines Diplom-Mathematikers (Dipl.-Math.) verliehen.

Die Diplomprüfung gliedert sich in eine Vorprüfung und eine Hauptprüfung. Die Vorprüfung kann frühestens nach Abschluß des vierten Semesters, die Hauptprüfung frühestens drei Semester nach Bestehen der Vorprüfung stattfinden.

Zur Vorprüfung ist außer den üblichen Unterlagen der Nachweis über die abgeleistete viermonatige praktische Tätigkeit zu erbringen. Zu der Vorprüfung gehört die Beurteilung der vorgeschriebenen Übungsarbeiten sowie eine mündliche Prüfung in den nachstehenden Prüfungsgebieten:

1. Hauptfach Physik:

a) Experimentalphysik; b) Mechanik; c) reine und angewandte Mathematik; d) Chemie.

2. Hauptfach Mathematik (naturwiss.-technische Richtung):

a) reine Mathematik; b) angewandte Mathematik; c) Mechanik; d) Experimentalphysik; e) Einführung in ein Anwendungsgebiet (z. B. Astronomie, Geodäsie, Wahrscheinlichkeitsrechnung, Statistik).

3. Hauptfach Mathematik (wirtschaftswissenschaftliche Richtung):

a) reine Mathematik; b) angewandte Mathematik; c) Experimentalphysik; d) Volks- und Betriebswirtschaftslehre; e) Einführung in ein Anwendungsgebiet (z. B. Finanzmathematik, Statistik, Wahrscheinlichkeitsrechnung, Geodäsie, Astronomie, Mechanik).

Die mündliche Prüfung soll je Prüfungsgebiet mindestens 20 Minuten dauern. Wer die Prüfung nicht bestanden hat, kann sie nur einmal, frühestens nach Ablauf eines Semesters wiederholen. Die Prüfungsgebühren in Höhe von DM 40,— sind mit der Meldung zur Prüfung zu entrichten.

Die Diplom-Hauptprüfung besteht aus der Anfertigung einer Diplomarbeit und einer mündlichen Prüfung. Die Diplomarbeit ist eine unter Leitung des zuständigen Fachvertreters zu fertigende schriftliche Arbeit. Das Thema der Diplomarbeit ist von dem Kandidaten frühestens im zweiten Semester nach vollständig bestandener Vorprüfung im Einvernehmen mit dem zuständigen Fachvertreter zu wählen. Die Zulassung zur mündlichen Prüfung ist von der Annahme der Diplomarbeit abhängig.

Die mündliche Prüfung erstreckt sich auf folgende Fächer:

1. Hauptfach Physik:

a) Experimentalphysik einschl. praktischer Physik; b) theoretische Physik; c) angewandte Physik (nach Wahl: eines der Fächer über Anwendungen der Physik auf umfangreicheren Teilgebieten, wie z. B. Hochfrequenztechnik, technische Optik, Elektroakustik, Hydro- und Aerodynamik, technische Schwingungslehre, Elektrotechnik, Meßkunde); d) nach Wahl: mindestens ein Fach mathematischer oder naturwissenschaftlicher oder technischer Richtung.

2. Hauptfach Mathematik (naturwissensch.-technische Richtung)

a) reine Mathematik; b) angewandte Mathematik; c) mindestens ein Wahlfach: Mechanik, theoretische Physik, Geodäsie, Astronomie, Geophysik, Meteorologie sowie andere geeignete Anwendungsgebiete der Mathematik und der Technik.

3. Hauptfach Mathematik (wirtschaftswissenschaftliche Richtung):

a) Mathematik (reine und angewandte Mathematik); b) Wirtschaftsmathematik; c) Volks- und Betriebswirtschaftslehre, Versicherungswirtschaftslehre; d) Recht (Bürgerliches, Wirtschafts- und Arbeitsrecht, insbesondere Grundzüge des Handelsrechts, Versicherungsvertragsrecht und Versicherungsaufsichtsrecht).

Für die Leistungen sowohl der Vor- als auch in der Diplom-Hauptprüfung sind folgende Bewertungen zulässig: „sehr gut“, „gut“, „befriedigend“, „genügend“. Eine nicht bestandene Diplomprüfung kann nur einmal und zwar frühestens nach einem, spätestens nach vier Semestern im ganzen wiederholt werden. Die Prüfungsgebühren in Höhe von DM 80,— sind mit der Meldung zur Prüfung zu entrichten.

5. Diplomprüfung für Geologen

Die Diplomprüfung bildet den ordnungsgemäßen Abschluß des Studiums der Geologie. Sie gilt gleichzeitig als 1. Staatsprüfung für den Übergang in den höheren Staats- und Verwaltungsdienst (Geologische Landesämter). Auf Grund der bestandenen Prüfung wird der akademische Grad eines Diplom-Geologen (Dipl.-Geol.) verliehen. Für die Promotion wird die Diplomprüfung nicht vorausgesetzt, aber empfohlen. Die Diplomprüfung gliedert sich in eine Vor- und eine Hauptprüfung. Vor der Zulassung zur Diplomprüfung muß die Vorprüfung abgelegt werden. Die Diplom-Geologen-Prüfung kann frühestens nach einem achtsemestrigen Studium der Geologie abgelegt werden.

Die Zulassung zur Vorprüfung erfolgt im allgemeinen zum Ende des vierten Fachsemesters. Für die Zulassung muß die Teilnahme an den nachstehenden Unterrichtsveranstaltungen der Fächer Geologie, Physik, Chemie und Zoologie nachgewiesen werden. (In der Botanik oder, wo erwünscht, der Geographie bzw. Vermessungskunde werden die für notwendig erachteten Vorlesungen und Übungen je nach den örtlichen Verhältnissen festgelegt):

1. Geologie: Hauptvorlesungen (allgemeine Geologie und Erdgeschichte), Anfängerpraktikum und Lehrausflüge.

2. Mineralogie: Hauptvorlesungen (allgemeine und spezielle Mineralogie), Übungen und Lehrausflüge.

3. Physik: Experimentalphysik I und II, dazu ein kleines physikalisches Praktikum (Apparate-Praktikum).

4. Chemie: Anorganische Chemie und Grundlagen der organischen Chemie, dazu ein halbtägiges Praktikum.

5. Zoologie: allgemeine Zoologie (insbesondere Anatomie, Morphologie und Einführung in die Systematik) dazu ein kleines zoologisches Praktikum.

Die Vorprüfung soll den Nachweis einer hinreichenden Ausbildung in den Grundfächern und auch bereits in den Grundzügen der Geologie und Mineralogie erbringen. Der Nachweis für die Ausbildung kann entweder durch die mündliche Prüfung oder in den nicht geprüften Fächern durch entsprechende Zeugnisse oder Praktikumsscheine erbracht werden. Im allgemeinen sollen nicht mehr als vier Fächer mündlich geprüft werden. Die Ausgestaltung der Prüfung im einzelnen bleibt den betreffenden Fakultäten überlassen. Unter allen Umständen müssen Physik und Chemie mündlich geprüft werden. Die Wahl der übrigen Fächer (Zoologie, Botanik oder Geographie, Geologie und Mineralogie) wird je nach den örtlichen Verhältnissen getroffen und festgelegt werden müssen. In Chemie erstreckt sich die mündliche Prüfung im wesentlichen auf die anorganische Chemie. Wird in den biologischen Disziplinen auch mündlich geprüft, so sollen in Zoologie insbesondere Grundzüge der Systematik, Anatomie und Morphologie, in Botanik wesentlich allgemeine Botanik und Grundzüge der Systematik geprüft werden.

Die Prüfzeit beträgt in jedem Fach für den Prüfling 15 Minuten. Die mündlichen Prüfungen sollen nach Möglichkeit innerhalb eines Tages durchgeführt werden. Ist die Prüfung nicht bestanden, so kann sie frühestens nach einem Halbjahr wiederholt werden. Sie ist im ganzen zu wiederholen, wenn mehr als zwei Fächer nicht bestanden sind.

Der Meldung zur Diplom-Haupt-Prüfung ist u. a. beizufügen:

1. Das Zeugnis über die bestandene Vorprüfung, 2. eine selbständige geologische Kartierung, sofern nicht die Diplomarbeit eine derartige Kartierung enthält, 3. der Nachweis über eine praktische Ausbildung von mindestens zwei Monaten, von denen die Hälfte in einer Markscheiderei, die Hälfte in einem Bohrbetrieb abzuleisten ist, 4. eine Diplomarbeit in doppelter Ausfertigung aus den nachstehend genannten Fächern:

1. allgemeine und angewandte Geologie, 2. historische und regionale Geologie, wobei neben einem gründlichen Überblick über die ganze Erde eingehende Kenntnisse des mitteleuropäischen Raumes verlangt werden, 3. Palaeontologie: allgemeine Grundlagen der Palaeozoologie und Palaeobotanik und Kenntnis der geologisch wichtigsten Gruppen, 4. Mineralogie und Petrographie, wobei besonders Wert auf makroskopische Kenntnisse und mikroskopische Bestimmung von Mineralien und Gesteinen zu legen ist, 5. Lagerstättenkunde: allgemeine Grundlagen, wichtigste Lagerstätten, regionale Lagerstättenkunde besonders von Mitteleuropa. Außerdem ist der Nachweis einer intensiveren Beschäftigung mit der Bodenkunde oder angewandten Geophysik zu erbringen.

Die Diplomprüfung besteht aus der Beurteilung der Diplomarbeit und der Kartierung sowie der Beurteilung der mündlichen Prüfungsleistungen in den obengenannten Fächern. Die mündliche Prüfung findet statt, wenn das Urteil über die Diplomarbeit und die Kartierung festliegt und den Anforderungen genügt. Alle Fächer sollen möglichst an einem Tag geprüft werden. Die Prüfungszeit beträgt für jedes Fach 30 Minuten. Das Ergebnis wird auf Grund der schriftlichen und mündlichen Prüfung bestimmt. Über die Leistungen in den einzelnen Gebieten und über die Gesamtleistung sind folgende Bewertungen zugelassen: „sehr gut“ (1), „gut“ (2), „befriedigend“ (3), „genügend“ (4). Die Leistungen des Kandidaten in den Übungen und Praktika sind zu berücksichtigen. Ist die mündliche Prüfung in einem Fach nicht bestanden, so kann die Prüfung in dem betreffenden Fach innerhalb von sechs Monaten wiederholt werden. Nach Ablauf dieser Frist ist die Gesamtprüfung zu wiederholen. Ist die Prüfung in mehr als einem Fach nicht bestanden, so ist die mündliche Prüfung in allen Teilen zu wiederholen. Die Gesamtprüfung oder eine Teilprüfung kann nur einmal wiederholt werden.

Als Studium für die Zulassung zu den Prüfungen gilt jedes Fachstudium, das an einer Universität oder Technischen Hochschule mit Bergbauabteilung oder Bergakademie der deutschen Länder durchgeführt wurde.

Die Prüfungsgebühren betragen für die Diplom-Vorprüfung DM 30,—, für die Diplom-Hauptprüfung DM 60,—.

6. Diplomprüfung für Psychologen

Die Diplomprüfung bildet den ordnungsmäßigen Abschluß des Studiums der Psychologie, das im allgemeinen eine Studienzeit von mindestens acht Semestern erfordert und das an allen Universitäten und Hochschulen zurückgelegt werden kann, an denen das Fach der Psychologie durch einen planmäßigen Lehrstuhl und die übrigen Prüfungsfächer ordnungsmäßig vertreten

sind. Auf Grund der bestandenen Prüfung wird der akademische Grad eines Diplom-Psychologen (Dipl.-Psych.) verliehen. Die Prüfung gliedert sich in eine Vorprüfung und die Hauptprüfung. Die Hauptprüfung kann frühestens drei Semester nach Bestehen der Vorprüfung stattfinden.

Über die erfolgte Zulassung zur Vorprüfung erhält der Bewerber Nachricht und zugleich die Aufgabe für die häusliche Prüfungsarbeit. Die Vorprüfung besteht aus einem schriftlichen und einem mündlichen Teil. Prüfungsgegenstände sind:

1. allgemeine Psychologie (Grundtatsachen des bewußten und unbewußten Seelenlebens in person- und gemeinschaftspsychologischer Hinsicht), 2. Entwicklungspsychologie (vor allem Psychologie der Lebensphasen), 3. Charakterkunde, 4. Ausdruckspsychologie, 5. Grundlagen der Biologie (insbesondere der Erbiologie), der Physiologie, in den für das Studium der Psychologie bedeutsamen Ausschnitten, 6. Philosophie.

Die genannten Prüfungsgegenstände werden für die Beurteilung in drei Fachgebiete zusammengefaßt, 1. allgemeine Psychologie (Grundtatsachen des bewußten und unbewußten Seelenlebens in person- und gemeinschaftspsychologischer Hinsicht), Entwicklungspsychologie (vor allem Psychologie der Lebensphasen), Charakterkunde und Erbpsychologie sowie Ausdruckspsychologie; 2. die biologisch-medizinischen Hilfswissenschaften; 3. Philosophie.

Als schriftliche Prüfung hat der Prüfling eine häusliche Arbeit aus einem der Teilgebiete der Psychologie anzufertigen. Zur Durchführung der Arbeit stehen ihm acht Wochen zur Verfügung. Als Ersatz für die schriftliche Hausarbeit kann eine bereits veröffentlichte Abhandlung aus dem Gebiet der Psychologie angenommen werden. Ist die häusliche Arbeit nicht ausreichend, so kann der Prüfling von der mündlichen Prüfung zurückgewiesen und die Prüfung für nicht bestanden erklärt werden.

Die einzelnen Fächer der mündlichen Prüfung können auf mehrere Tage verteilt werden. Die gesamte mündliche Prüfung eines Prüflings soll jedoch in der Regel innerhalb einer Woche erledigt sein. Die Prüfungszeiten betragen für

1. allgemeine Psychologie, Entwicklungspsychologie, Charakterkunde und Erbpsychologie sowie Ausdruckspsychologie insgesamt zwei Stunden, 2. die biologisch-medizinischen Hilfswissenschaften insgesamt eine Stunde, 3. die Philosophie eine halbe Stunde.

Hat der Prüfling im Fachgebiet Psychologie bestanden, dagegen in Philosophie oder in den biologischen Hilfswissenschaften den Anforderungen nicht genügt, so kann er innerhalb eines Jahres in dem Fache, in dem er versagte, die Prüfung wiederholen. Besteht er diese Wiederholungsprüfung nicht, so muß er die gesamte Prüfung wiederholen.

Die Prüfungsgebühren sind mit der Meldung zur Prüfung zu entrichten und betragen DM 60,—.

Die Diplom-Hauptprüfung kann nach Ableistung des achten Semesters, frühestens drei Semester nach Bestehen der Vorprüfung, abgelegt werden. Unter anderem sind bei der Meldung vorzulegen:

1. das Zeugnis über die bestandene Vorprüfung, 2. Bescheinigungen über erfolgreiche, unter Aufsicht und Anleitung durchgeführte praktisch-psychologische Tätigkeit an mindestens drei der im folgenden aufgeführten Einrichtungen:

a) Kinderheime, Jugendheimstätten, Kindertagesstätten, Berufsschulen, Volksschulen, höhere Schulen; b) Hilfsschulen, Fürsorge- und Erziehungsanstalten; c) Berufsberatungsstellen der Arbeitsämter; d) Lehrwerkstätten, Arbeitseinsatz- und Begutachtungseinrichtungen sowie Gefolgschaftsämter in industriellen und kaufmännischen Betrieben, psychologische Einrichtungen und Begutachtungsstellen; e) Gerichte, Gefängnisse; f) psychotherapeutische Beratungsstellen; g) psychiatrische und andere einschlägige Kliniken; h) Erziehungsberatungsstellen. Jede der zu bescheinigenden praktisch-psychologischen Tätigkeiten hat sechs Wochen zu umfassen.

3. Nachweis der Teilnahme an Besichtigungen vorgenannter Einrichtungen.

Die Diplom-Prüfung besteht aus einem schriftlichen und einem mündlichen Teil. Gegenstände der Prüfung sind:

1. Psychologische Diagnostik, 2. angewandte Psychologie, 3. pädagogische Psychologie und Psychagogik, 4. Kultur- und Völkerpsychologie, 5. allgemeine Psychopathologie.

In der schriftlichen Prüfung hat der Kandidat zwei schriftliche Arbeiten von je vier Stunden unter Aufsicht anzufertigen. Sind die beiden schriftlichen Arbeiten ungenügend, so wird der Prüfling von der mündlichen Prüfung zurückgewiesen und die Prüfung als nicht bestanden erklärt. Die mündliche Prüfung beträgt je Fachgebiet eine halbe Stunde. Für die Leistungen sowohl in der Vor- als auch in der Diplom-Hauptprüfung sind folgende Bewertungen zulässig: „Sehr gut“ (1), „gut“ (2), „befriedigend“ (3), „genügend“ (4), „ungenügend“ (5).

Hat der Prüfling in einem der Fächer nicht genügt, so kann die Prüfung in diesem Fache innerhalb eines halben Jahres noch einmal abgelegt werden (Wiederholungsteilprüfung). Hat er in zwei oder mehr Fächern nicht genügt, so gilt die Prüfung als nicht bestanden. In diesem Falle kann die Prüfung innerhalb eines Jahres wiederholt werden (Wiederholungsprüfung). Die Gebühren betragen für die Diplom-Hauptprüfung DM 40,—.

7. Diplomprüfungen für Studierende der Mineralogie.

Die Prüfung für Mineralogie zerfällt in eine Vor- und eine Hauptprüfung.

Vorprüfung: Die Vorprüfung für Studierende der Mineralogie umfaßt vier Fächer: 1. Physik, 2. Chemie, 3. Geologie, 4. Mineralogie. Die Prüfung ist mündlich und soll in jedem Fach 30 Minuten dauern. Die Prüfungsgebühren für die mineralogische Vorprüfung in Höhe von 30,— DM sind vor Beginn der Prüfung an die Universitätsquästur zu zahlen.

Hauptprüfung:

a) Fachrichtung Kristallographie:

Die Fachrichtung a (Kristallographie) stellt es bevorzugt auf eine für verschiedene Industrien erwünschte Ausbildung ab, die in besonderem Maße Kenntnisse von der Physik und der Chemie des festen kristallisierten Zustandes verlangt.

Dabei gelten als Hauptfächer: 1. Mineralogie, 2. Kristallographie. Als Nebenfächer: 1. Petrographie mit Lagerstättenkunde und Geochemie, 2. Physikalische Chemie, 3. wahlweise entweder

a) Physik, b) Mathematik, c) Geologie.

Bei der Meldung zum Examen muß der Nachweis von acht an einer Universität absolvierten Semestern, erbracht werden. Der Kandidat muß dabei an folgenden Praktika bzw. Übungen mit Erfolg teilgenommen haben:

Physikalisches Grundpraktikum: das Praktikum ist sechsstündig und erstreckt sich über zwei Semester.

Chemisches Praktikum: das Praktikum ist ganztägig und erstreckt sich ebenfalls über zwei Semester.

Physikalisch-chemisches Praktikum: das Praptikum ist halbtägig und erstreckt sich über ein Semester.

Geologische Praktika: zweistündig.

Geologische Exkursionen: die Teilnahme an zwei geologischen Exkursionen dauert durchschnittlich zwei bis drei Tage.

Mineralogische Übungen: insgesamt zehnstündig. An der Übung „Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten“ muß während zweier Semester ganztägig teilgenommen werden.

Mineralogische Exkursionen: die Teilnahme an drei mineralogischen Exkursionen muß nachgewiesen werden. Die Exkursionen dauern durchschnittlich drei bis fünf Tage.

Mathematische Übungen: vierstündig.

b) Fachrichtung Petrographie und Lagerstättenkunde:

Die Fachrichtung b (Petrographie u. Lagerstättenkunde) stellt es bevorzugt auf eine für Prospektierung und für wissenschaftliche Kartierung erwünschte Ausbildung ab, die in besonderem Maße Kenntnisse von der Art der substantiellen und genetischen Erforschung der Mineralien und ihrer Vergesellschaftungen verlangt.

Dabei gelten als Hauptfächer: 1. Mineralogie und Petrographie, 2. Lagerstättenkunde und Geochemie.

Als Nebenfächer: 1. Kristallographie, 2. Geologie, 3. wahlweise entweder a) Physikalische Chemie, b) anorganische Chemie,

c) Physik.

Bei der Meldung zum Examen muß der Nachweis von acht an einer Universität absolvierten Semestern erbracht werden.

Der Kandidat, der das Examen für die Fachrichtung b (Petrographie und Lagerstättenkunde) ablegen will, muß an denselben Praktika bzw. Übungen teilgenommen haben, die für die Fachrichtung a (Kristallographie) vorgeschrieben sind. Er muß außerdem den Nachweis erbringen, daß er an der vierzehntägig stattfindenden Geologischen Kartierübung mit Erfolg teilgenommen hat.

Die Hauptprüfung für Mineralogen zerfällt in einen mündlichen und einen schriftlichen Teil. Als Hausarbeit ist eine Diplomarbeit anzufertigen, die in drei bis höchstens sechs Monaten erstellt werden muß. Die mündliche Prüfung soll im Hauptfach eine Stunde, in den Nebenfächern je 20 Minuten dauern. Die Prüfungsgebühren für die Hauptprüfung für Studierende der Mineralogie in Höhe von DM 60,— sind vor Eintritt in die Prüfung an die Universitätsquästur zu zahlen.

Die Wuchsstoffe

Ungerecht wäre es, die Konfusion im Gebrauch von modern gewordenen Begriffen wie Wuchsstoffe, Wirkstoffe, Fermente, Enzyme, Vitamine, Hormone allein dem Unverstand der popularisierenden Zeitschriften oder auch ihrer willigen Leser zuzuschreiben. Auch in der wissenschaftlichen Diskussion der physiologisch-chemischen Forschung, die sich mit diesen Minimalsubstanzen beschäftigt, beherrscht von Laboratorium zu Laboratorium und von Land zu Land eine Willkür die Nomenklaturen, die eine deutliche, abgegrenzte Vorstellung von den Begriffen höchst schwierig macht.

Daß zumindest eine große Vorsicht bei der Enträtselung der jeweils gemeinten Bedeutungen am Platz ist, mögen zunächst zwei simple Beispiele zeigen.

Als Vitamine bezeichnet man Stoffe, die ein Organismus für sein normales Funktionieren notwendig braucht, die er aber nicht selbst zu bilden imstande ist. Sie müssen also durch die Nahrung, und zwar im allgemeinen durch die pflanzliche Nahrung dem Körper zugeführt werden. Nach dieser Definition wäre also die Ascorbinsäure für den Menschen, das Meerschweinchen und andere Tiere ein Vitamin; sie läuft unter dem Kennwort Vitamin C. Aber Kaninchen, Ratten und eine beachtliche Gruppe von anderen Lebewesen zeigt nicht die geringsten Spuren jener, beim Menschen als Skorbit bekannt. Mangelkrankung, wenn man jegliche vitamin-C-haltige Stoffe aus ihrer Nahrung fortläßt. Es ließ sich feststellen, daß diese Tiere die Ascorbinsäure im eigenen Körper herzustellen vermögen. Also dürfte man diese Säure im strengen Sinne nicht als Vitamin bezeichnen. Aber auch nur bei den zuletzt genannten Tieren spielt sie die Rolle eines Hormons — so nennt man seit Bayles' und Starlings Versuchen um 1906 die inneren Sekrete, die als Mikroeinheiten im eigenen Organismus eine große Wirkung ausüben (ὄρμῶν = antreiben, erregen).

Aber die Verwirrung der Begriffe beschränkt sich nicht auf diese Differenzen des jeweiligen Organismus, sie steigert sich noch durch die weitere Unterscheidung von Vitamin und Provitamin. So nimmt der Mensch in seiner Nahrung das Karotin, auch Provitamin A geheißen, auf, das eine unmittelbare chemische Vorstufe des Vitamins A ist, welches nun in der Leber mit Hilfe eines Fermentes, „Karinase“, sich bildet. Legen wir also die obige Definition des Hormons zu Grunde, so wäre das Vitamin A eigentlich kein Vitamin, sondern eine in der Leber gebildete Substanz, also ein Hormon. Andererseits begründet man die Berechtigung, hier von einem Vitamin zu sprechen, aus der Tatsache, daß verschiedene andere Organismen, z. B. der der Katze, nicht in der Lage sind, aus dem Provitamin A das entsprechende Vitamin zu bilden, und deshalb auf die Zufuhr des fertigen Vitamins A in ihrer Nahrung angewiesen sind.

Aus diesen Beispielen ergibt sich also zunächst, daß die Schwierigkeiten der Begriffsbildung nicht allein aus der Willkür der Entdecker und Forscher entspringen, sondern daß in mannigfacher Hinsicht Wechselbeziehungen der Funktion zwischen den Grundsubstanzen bestehen. Im übrigen geht es heute auch nicht mehr an, die Worte ‚Wirkstoff‘ oder ‚Wuchsstoff‘ als Oberbegriffe zu verwenden. So widerspruchsvoll ihre Verwendung auch mitunter erfolgen mag, sind sie, wie wir noch sehen werden, im botanischen Bereich heute zulänglich definiert.

Umso nützlicher mag darum eine kurze Beschreibung der Wirkungsweisen sein, nach denen man jene Ausgangsstoffe als Fermente, Vitamine und Hormone zu unterscheiden pflegt.

Neben der Bezeichnung Fermente (fervere = brausen; fermentum = Gärstoff) wird häufig in gleicher Bedeutung das Wort enzym (ζύμη = Sauerteig) gebraucht; beide Namen sind nach dem Entdeckungsort dieser Substanzen gebildet. Gegen Ende des 19. Jahrh. hatte man festgestellt, daß eine Gärung, ein Fäulnisvorgang nur durch diese Substanzen ausgelöst und weitergetrieben werden kann, während die Fäulnisbakterien diese Stoffe nur transportieren. Wir wissen heute, daß die Fermente in den physiologisch-chemischen Prozessen als Katalysatoren wirken; sie werden daher auch als Biokatalysatoren bezeichnet. Allgemein nennt man in der Chemie Katalysatoren Stoffe, die schon in geringsten Mengen einen chemischen Prozeß in Gang bringen, oder ihn in seiner Abwicklung beschleunigen. Fermente nun bestehen aus zwei wirkenden Bestandteilen: dem CoFerment (der Kinase oder dem Agon), dem eigentlichen Katalysator, und dem ApoFerment, der Trägersubstanz (Pheron).

Das Gesamtgebilde nennt man HoloFerment oder Symples. Nach ihrer Wirkungsart scheidet man die Fermente in zwei Gruppen: die Hydrolasen, die bei einem geringen Energieaufwand bestimmte Substanzen unter Aufnahme von Wasser spalten; und die Desmolasen, die mittels verbrennungsähnlicher Prozesse — Oxydation und Reduktion — bedeutende Energiemengen freisetzen. Es steht heute fest, daß kein biochemischer Vorgang ohne das Einwirken von Fermenten zustandekommt.

Die Erforschung der Fermente ist dadurch sehr erleichtert, daß sie nicht an lebende Zellen gebunden sein müssen, um wirken zu können; ihre Isolierung ist also nur noch eine technische Schwierigkeit, die sich von Fall zu Fall neu ergibt. Zu den kaum erforschten Problemen gehört hingegen, welche Rolle die Oberflächenstruktur einzelner Fermentpartikel bei ihrer Wirkung spielt.

Den ersten Anstoß zur Entdeckung und später der Erforschung der Vitamine haben Krankheitsbilder gegeben, die man heute unter der Bezeichnung von Avitaminosen zusammenfassen gewöhnt ist. Sie stellten sich als ausgesprochene Mangelkrankungen heraus, aber mit der Besonderheit, daß die fehlenden Substanzen es sind, welche den normalen Ablauf der chemischen Vorgänge im Körper aufrecht erhalten. Es sind winzige Mengen, die dafür ausreichen, und man hat daraus den richtigen Schluß gezogen, daß auch diese Stoffe zum großen Teil biokatalytisch wirken. Der tägliche Bedarf an Vitamin C beträgt z. B. beim Menschen 0,005 bis 0,0075 g als Minimum — der Bedarf an anderen Vitaminen ist im Gewicht noch weit geringer.

Die Vitaminforschung, die um 1900 begann — 1910 führte Casimir Funk den Ausdruck Vitamin ein — hat in langer Arbeit bis heute die chemische Struktur von etwa einem Dutzend Vitaminen aufgeklärt und die physiologischen Erscheinungen beim Ausfall einer Reihe weiterer von ihnen genau beschrieben. Aber bis zur Entdeckung und wirklichen Kenntnis aller Vitamine bleibt noch ein weiter Weg. Er beginnt mit der empirischen Wissenschaft der Wikinger, die erkannten, daß die Symptome des Skorbut mit Gemüse und frischem Obst bekämpft werden können, während wir heute wissen, daß diese Symptome durch das Fehlen von Vitamin C verursacht sind, ohne nun über das Wie und Warum solcher Wirkung erschöpfenden Bescheid geben zu können. Denn die Ascorbinsäure kommt wohl fast in allen Drüsen der inneren Sekretion vor; sie wird in der Nebennierenrinde gespeichert; sie übt auf Fermente eine erhaltende Wirkung aus; ältere Menschen, Infektionskranke und schwangere Frauen bedürfen ihrer in erhöhtem Maß — gleichwohl müssen wir zugeben, daß solche Daten fragmentarische Ergebnisse sind, die das Hauptproblem erst umstellen, aber noch keineswegs gelöst haben. Immerhin reichen sie schon aus, eine große Menge von Gebrechen und Krankheiten zu heilen oder zu lindern.

Die Auffindung des sogenannten Sekretans, das in den Drüsen des Zwölffingerdarms gebildet wird und die Tätigkeit der Pankreasdrüse anregt, hat das Musterbeispiel für die Art des Wirkens der Hormone gegeben. Eine Drüse oder auch — wie wir heute wissen — ein ganzes Gewebesystem bildet das Hormon. Es gelangt entweder direkt oder auf dem Wege über die Lymphe in die Blutbahn und erreicht auf diesem Wege sein Erfolgsorgan. Seine Ausscheidung wird gesteuert durch Reize des vegetativen Nervensystems, auf das die Hormone auch den bedeutendsten Einfluß ausüben; von ihm aus werden die verschiedenen Organe beherrscht. Die Entdeckung und genaue Erforschung des Insulins aus der Pankreasdrüse mit seiner heilenden Wirkung für die Zuckerkrankheit hat diese Kenntnis erwerben helfen.

Seit 1929 — d. h. seit der Entwicklung geeigneter Bestimmungsmethoden für die einige Jahre zuvor entdeckten Sexualhormone — hat sich das Wissen über das Funktionieren dieser Substanzen um Entscheidendes vermehrt — ein Wissen, das auch für die Therapie Möglichkeiten schuf, die vor wenigen Jahrzehnten unvorstellbar gewesen sind. Es sei nur daran erinnert, wieviel genitalverletzten Verwundeten aus dem letzten Krieg in Amerika vor allem geholfen werden konnte, die zwanzig Jahre zuvor noch dazu verurteilt geblieben wären, ihr Leben als Ruinen zu verbringen.

Es gibt neben den spezifischen Drüsenhormonen noch die in bestimmten Körpergeweben und in der nächsten Umgebung ihres Entstehungsortes wirkenden, sogenannten Gewebshormone. Bei ihnen ist also nicht mit typischen Ausfallerscheinungen zu rechnen, wie sie beim Nichtfunktionieren oder verminderter Leistung bestimmter Drüsen entstehen. Neben ihren

spezifischen Aufgaben wirken sie alle gefäßerweiternd, d. h. also praktisch senken sie den Blutdruck.

Neuerdings sind auch bei den Pflanzen wirkende Stoffe entdeckt worden, die man als Pflanzenhormone bezeichnen konnte, weil ihre Struktur und ihre Arbeitsweise denen des tierischen oder menschlichen Organismus in weitem Maß entspricht. Diese Phytohormone werden an differenzierten Stellen der Pflanze gebildet, und wenn diese entfernt werden, so daß die Entstehung der Stoffe behindert ist, treten Ausfallerscheinungen ein, die analog den im tierischen Organismus beobachteten verlaufen.

In diesem Bereich lassen sich heute schon weit eher umfassende Darstellungen geben, wie letzthin die von Prof. Dr. H. Söding in seinem Buch „Die Wuchsstofflehre“ unternommene. In den 16 Abschnitten des Buches werden die Methoden des Wuchsstoffnachweises, die Herstellung natürlicher und künstlicher Wuchsstoffpräparate, die Chemie der Wuchsstoffe und Hemmstoffe, die Stellung der Wuchsstoffe im Gesamtsystem der Wirkstoffe behandelt. Der Verfasser legt in seinem Buch den Begriff „Wuchsstoff einer Pflanze“ für das Auxin sehr genau fest und gibt dadurch eine deutliche Trennung für die Definition Wuchsstoffe und Wirkstoffe auf dem Gebiet der Pflanzenphysiologie. Nachdem die immer umfangreicher gewordene Wuchsstoffliteratur in diesem Buch gesichtet und geordnet worden ist, wird es auch als Literaturnachweis sehr geschätzt werden und dem Studierenden wie dem Forschenden wertvolle Dienste leisten.

Ob eine praktische Anwendung dieser neuen Forschung bei Kulturpflanzen möglich sein wird, bleibt abzuwarten. Für einige Fälle ist das zumindest wahrscheinlich. Daraus ergibt sich zugleich auch die Notwendigkeit, vor allem für dichtbevölkerte Länder wie Deutschland, diese Frage weiterzuprüfen.

Nikolaus Schultis

*) H. Söding, Die Wuchsstofflehre, Georg Thieme Verlag, Stuttgart 1952

Europäische Bilanz

Ernst Niekisch, Europäische Bilanz, Rütten & Loening, Potsdam 392 S., 14,50 DM.

Das Buch ist in der Sowjetzone erschienen und ist darum nicht allein ein Objekt der Kritik, sondern zugleich ein Indiz der Lage. Die parteioffizielle Beurteilung, so scharf, daß sie fast als Denunziation wirkte, bemängelte vor allem die Abgrenzung des Kontinentalbegriffs gegen den Osten. Sie ließ unausgesprochen, ob die Sowjetunion noch an dem Ehrgeiz leidet, ein Stück Europa zu sein, oder ob taktische Gründe dazu führten, die Existenz einer geschichtlich-geistigen Einheit überhaupt zu bezweifeln. Daraus wird aber deutlich, wie tief die Ablösung des bolschewistischen Denkens (für das Niekischs Buch eben nicht typisch ist) von jeder Gemeinsamkeit mit dem unseren schon fortgeschritten ist. So ist das merkwürdige Phänomen eines Buchs entstanden, das zwar einen Standpunkt zu beziehen sucht, ihn aber verfehlt und nun eine leergewordene Stelle in der soziologisch durchorganisierten Landkarte des Geistes besetzt: als Werk eines Intellektuellen dort, wo es ihm eigentlich nicht mehr gibt.

Seine Erbitterung gegen vieles Deutsche — die böse Demaskierung der „Faust“-Legende etwa — spielt sich in dem größeren Kreis national gedachter Geistesgeschichte ab. Was noch für jede deutsche Geschichte oder Geistesgeschichte charakteristisch war, die naive Placierung des Weltgeists auf wechselnde Kulturzentren und Lehrstühle, wird wohl imprägniert mit geschichtsphilosophischem quidproquo. Aber die Glanzpunkte der Geschichte bleiben unverrückt wie Fixsterne des menschlichen (oder europäischen?) Firmaments. Da nun das Observatorium Niekischs jenseits von unseren Längengraden liegt, zählt er neue Glanzpunkte, die uns eher dunkle Schatten scheinen, wie z. B. in dem Kapitel „Masse und Funktionär“. Bemerkenswert ist dabei, daß Lenin wohl ausführlich dargestellt wird, Stalin aber in dieser Bilanz Europas keinen Platz findet (auf der Passivseite ließ er sich nicht ohne Gefahr verbuchen). Es hätte seine Erwähnung wohl auch den Charakter des Buchs zerstört, das trotz redlicher dialektischer Bemühung dem Denken Nietzsches sich inniger verbunden zeigt. In der Wüstenei der Plan- und Solimentalität des östlichen Europas erweist sich die unheimbare Rückwendung zu der Methode, die Nietzsche „Psychologie“ nannte, als ein Ferment von Humanität.

A. Gelsbert

Eingegangene Bücher

(Besprechung vorbehalten)

DEUTSCHE VERLAGSANSTALT, Stuttgart: Almanach auf das Jahr 1953.
C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG, München: Ludwig Leis, Strafrecht, Allgemeiner Teil (Sammlung „Prüfe Dein Wissen“).
S. FISCHER-VERLAG, Frankfurt am Main: André Maurois, Benjamin Disraeli. — Bernhard Kellermann, Der Tunnel. — C. S. Forester, Der Kapitän. — Albert Schweitzer, Aus meinem Leben und Denken. — Franz Kafka, Das Urteil und andere Erzählungen. — Dostojewski, Der Doppelgänger (alle Fischer-Bücherei). — Carl Zuckmayer, Die langen Wege (erweiterte Rede zur Verleihung des Goethe-Preises).

Bildung ist das, was die meisten empfangen, viele weitergeben und wenige haben.
Karl Kraus

DIE WELT



Deutschlands größte überregionale Zeitung
Schnell, zuverlässig und immer aktuell

Verlangen Sie Probenummern und die Bezugsbedingungen für Studierende der deutschen Hochschulen

Verlag DIE WELT, Vertriebsabteilung, (22a) Essen, Sachsenstraße 36

Die Buchhandlung
für den Mediziner

JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin
und Naturwissenschaften

FRANKFURT A. M.-SÜD 10

Gartenstraße 134 · Telefon 61993 · Gegründet 1868

☞

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen Gartenstr. 134,
Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätsklinien

Über Julien Green

von Joseph Kunz

Da dem DISKUS die Möglichkeit gegeben wurde, einen Auszug aus den Tagebüchern Julien Greens zu veröffentlichen, sei anlässlich dieser Veröffentlichung ein kurzer Hinweis auf die Persönlichkeit dieses Dichters und auf die Bedeutung seines Schaffens gestattet.

Julien Green, 1900 in Paris geboren, ist väterlicherseits angelsächsischer Herkunft, und der erste von ihm veröffentlichte Roman, der 1926 erschienene „Mont Cinere“, erinnert nicht nur in der Thematik, sondern auch in der ihn durchwaltenden Gesinnung an diese Herkunft aus dem amerikanischen Puritanismus. In den folgenden Jahren erschienen in rascher Folge die bedeutendsten seiner Romane: 1927 Adrienne Mesurat, 1929 Leviathan, 1932 Les Epares, 1934 Le Visionnaire, 1936 Minuit, um nur die bedeutendsten dieser Romane zu nennen. Es waren vor allem die drei ersten dieser genannten Romane, die in Frankreich und Deutschland Aufsehen erregten und die allgemeine Aufmerksamkeit auf die starke Begabung dieses Romanciers richteten. Zunächst schien eine literarhistorische und geistesgeschichtliche Einordnung des Dichters verhältnismäßig einfach. Im Erzählungsstil und in der besonderen Thematik der Romane wiesen die zitierten Werke — vor allem Adrienne Mesurat, Leviathan und Epares — auf den realistischen Roman des 19. Jahrhunderts zurück, vor allem auf Flaubert und Maupassant, gelegentlich vielleicht auch auf die Romane Emile Zolas. Wie in den Romanen dieser Dichter verriet auch der Sprachstil Julien Greens die Neigung, grausam und unerbittlich zuzupacken, so, daß die Konturen der Dinge sich scharf und genau vom Hintergrund abzeichneten. Und auch die Thematik Greens erinnerte in vielem an die der Novellen und Romane Maupassants.

Groethuysen hat in seinem berühmten Werk — Die Entstehung des bürgerlichen Lebensbewußtseins in Frankreich — entwickelt, wie sich Gesinnung und Bewußtsein der bürgerlichen Gesellschaft vor allem in der Auseinandersetzung mit dem Tod gefestigt hat. Erst mit der Verdrängung des Todes und der Angst aus dem Bewußtsein vermochte sich die Rationalität und jenes Gefühl der allseitigen Sicherheit zu entfalten, wie es für das Lebensgefühl des frz. 17. und 18. Jahrhunderts entscheidend wurde. Will man den Romanen Julien Greens gerecht werden — und zugleich der Thematik der genannten Dichter des 19. Jh. — dann muß man von der Tatsache ausgehen, daß von der Mitte des Jahrhunderts an dieses Bewußtsein der Sicherheit brüchig und unsicher wird und an sich selbst zu zweifeln beginnt. Die Novellen Maupassants variieren unermüdlich eine einzige Erfahrung: die von der Fragwürdigkeit der bürgerlichen Konvention. Immer wieder werden Situationen gestaltet, in denen in irgendeiner Weise das Gefüge dieser Konvention zerstört wird. Die Mächte, die aus dem Bewußtsein ausgeschieden wurden, als das Lebensgefühl der bürgerlichen Gesellschaft sich zu festigen begann: es sind vor allem die der Zeugung und des Todes. Von dieser soziologischen Voraussetzung her ist auch die Thematik der Romane Julien Greens zu verstehen, vor allem jener, die in den zwanziger und am Anfang der dreißiger Jahre erschienen sind. Es gibt in den Epares und im Leviathan Situationen, die sich in ihrer Symbolmächtigkeit dem Leser in unvergeßlicher Weise einprägen, Situationen, in denen jeweils das Grauen des Todes und die Tücke der unbewältigten und gestaltlosen Leidenschaft jede Formung und die Möglichkeit einer sittlichen Verantwortung zersetzen und am Ende zur Illusion machen. Ob Green das, was seinen Romanen über Maupassant und Zola hinaus an Tiefe und psychologischer Hell-sichtigkeit eigen ist, den Einsichten der gleichzeitig ins französische Bewußtsein dringenden Tiefenpsychologie verdankt, sei dahingestellt. Eines muß allerdings bei der Deutung dieser Romane einbezogen werden: daß es in ihnen nicht nur um psychologische Analyse geht, sondern daß sich hier die Darstellung der Mächte in mythischen Symbolen von einer so bezwingenden Gewalt verdichtet, wie es nur einem Dichter von starker Begabung geschenkt ist.

Will man Greens Schaffen im ganzen gerecht werden, dann genügt allerdings die bisher versuchte Charakterisierung und Einordnung nicht. Mit dieser Neigung, die innere Brüchigkeit und Hohlheit der bürgerlichen Konvention zu enthüllen, verbindet sich in Greens Schaffen noch eine zweite Linie, die auf den ersten Blick nicht mit den realistischen und gesellschaftskritischen Tendenzen in Übereinstimmung zu bringen ist. Das ist das ausgesprochen religiöse Interesse, beginnend mit dem 1924 entstandenen „Pamphlet contre les Catholiques de France“ und sich weiter entfaltend in den Tagebüchern, von denen in dieser Zeitschrift ein Teil zur Veröffentlichung kommt. Von diesem Interesse ist in den Romanen der zwanziger Jahre kaum

etwas zu spüren, es sei denn, daß man geneigt ist, Romane wie den Visionnaire und Minuit von daher zu verstehen; „Minuit“ ist nachweislich beeinflusst von Kierkegaards Begriff der Angst entstanden. Das ist aber nur der erste Eindruck, und der Interpret darf bei der Konstatierung eines unvereinbaren Widerspruches im Werk des Dichters nicht stehen bleiben. So erhebt sich die Frage, ob beide Linien, der pessimistische Realismus der Romane und das religiöse Interesse dieser Tagebücher von einer tieferen Sicht her gesehen nicht vereinbar sind.

Das Rätsel löst sich, wenn man sich daran erinnert, wie in Frankreich bis in die Gegenwart hinein die Bewegung des Jansenismus eine höchst bedeutsame Rolle gespielt hat. Offenbar hat auch das Schaffen Greens von daher stärkste Antriebe erhalten, Antriebe, die im übrigen in dem genannten Phamlet deutlich nachweisbar sind. Welche Bedeutung der Jansenismus von seinen Ursprüngen her hat, kann hier nicht erörtert werden. Es genügt die Feststellung, daß er typologisch als eine protestantische Gegenbewegung gegen die optimistische Grundauffassung des Barockkatholizismus zu deuten ist. Mit Luther und Calvin teilen die Väter des Jansenismus die pessimistische Deutung der menschlichen Natur. Es scheint, daß sich von diesem Einfluß her ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem Romancier und dem religiösen Theoretiker Julien Green nachweisen läßt. Gemeinsam ist der Pessimismus, nur daß er in den theoretischen Schriften eine religiöse Deutung erhält, während sich Green in seinem dichterischen Schaffen mehr in der Nachfolge jenes gesellschaftskritischen Pessimismus befindet, wie er den französischen Roman des 19. Jahrhunderts bestimmt hat. Gemeinsam ist in beiden Fällen das Mißtrauen in Bezug auf die Möglichkeit des Menschen, in Freiheit und Selbstmächtigkeit sein Dasein gestalten und so die Spannung von Schöpfertum und Dämonie in angemessener Weise lösen und überwinden zu können.

Paris - zwei Semester

In Paris ist es genau so schwer wie in Frankfurt, ein Zimmer zu finden. Tagelang lief ich von einem Arrondissement zum andern, bis ich schließlich Glück hatte. Eine „chambre de bonne“, ein Dienstmädchenzimmer im 6. Stock. Etwas mürrisch sah ich mich um. Kein Fahrstuhl, keine Bedienung, weder fließendes Wasser noch Badezimmer. Nur eine jener berühmten Toiletten, vor deren Wasserspülung man sich nur retten kann, indem man schleunigst die Flucht ergreift und fest von außen gegen die Tür stemmt. Als ich später einmal versuchte, den Kamin anzuzünden, setzte sich der Schornstein in Brand. Ein dicker Qualm legte sich über die Straßen in weiter Umgebung, Feuerwehreute stürmten herein und hinterließen eine gleichmäßige Rußschicht auf Möbel und Fußboden. Kurz, dies Zimmer war alles andere als ein Symbol des Kultes der Technik.

Trotzdem war es herrlich. Direkt gegenüber dem Eiffelturm, mit einem Blick über die ganze Stadt. Ganz besonders hübsch ist es abends, wenn die Lichter brennen, auf die Dächer von Paris und die Seine herabzublicken. An die 6 Treppen gewöhnt man sich sehr rasch, und schon am zweiten Tag fällt der Mangel einer modernen Waschgelegenheit überhaupt nicht mehr auf. Verblüfft stellt man fest, daß man auch ohne ein Übermaß an zivilisatorischem Fortschritt ein durchaus menschenwürdiges Dasein führen kann.

Unter den französischen Studenten herrscht, wie mir scheint, ein besonders ausgeprägter Sinn für Zusammengehörigkeit. Solange kein persönlicher Anlaß vorliegt, gibt es weder Aggressivität und Mißtrauen noch das Gefühl der Rivalität. Sie verschanzen sich nicht hinter dem Bollwerk einer eingebildeten Würde und sind auch nicht so tief von ihrer Stellung als Akademiker beeindruckt. Sehr bald geht man zu dem herzlicheren „Du“ über. So muß man es sich wahrscheinlich auch erklären, daß man das soziale Problem gemeinsam durch das Présalaire zu lösen sucht, nicht einzeln als Werkstudent.

Die Geselligkeit spielt eine sehr wesentliche Rolle im Quartier Latin. In der Mittagspause trifft man sich in be-



Julien Green

Die Abdruckrechte für die nebenstehenden in Deutschland noch unbekanntesten Tagebuchauschnitte von Julien Green verdanken wir dem Herold Verlag, Wien, der in Kürze eine Buchausgabe der Tagebücher herausbringt.

stimmten Cafés oder im Luxemburggarten, oder man geht — bei schönem Wetter — zu den Seinequais, wo man sich in kleineren oder größeren Gruppen unterhält. Dort ist man unter sich und benimmt sich angenehm natürlich und ungezwungen. Manchmal vielleicht über ein gewisses Maß hinaus. So ist es keine Seltenheit, Meinungsverschiedenheiten in der Mensa zu lösen, indem man sich ausgiebig und auf Kosten der Unbeteiligten mit Wasser bespritzt.

In den nicht abreißen Diskussionen der französischen Studenten drückt sich ein sehr starkes Interesse an allen Geschehnissen und Fragen unserer Zeit aus. Die Themen sind vielseitig. Moderne Literatur und Schumanplan, Atom bomben und abstrakte Malerei, Faschismus und Existenzialismus. Nachdenklich zieht ein Korse Vergleiche zu Napoleon. Fast jedes politische Gespräch mündet in die Kernfrage: Kommunismus, pro oder contra. In Paris ist das ein noch wirklich zur Diskussion stehendes Problem unter der Studentenschaft, in ganz anderer Weise als bei uns.

Bestandene Examen werden bei den Schülern der Kunstakademie mit lauter und falscher Blechmusik in die Stadt posaunt. Einmal im Jahr rüsten sie sich zum „Rouge-Vin“. Aus Draht und Papier formen sie monumentale Konstruktionen, die meistens Zustände des öffentlichen Lebens karrieren. Wenn sie dann mit ihren Schöpfungen in einer langen Prozession — trotz des regelmäßigen polizeilichen Verbotes — durch die Straßen ziehen, um sie nach bestimmten Riten vor dem Pantheon zu verbrennen, stockt der Verkehr im ganzen Viertel. Im Juni erreicht diese Art Festlichkeit ihren Höhepunkt mit dem Ball der Kunstakademie. Überall stößt man dann auf grausig-bemalte, halbnackte Ungeheuer, denen man am besten ausweicht. Einmal drang eine Gruppe von solch bemalten Figuren in die Opéra ein und beteiligte sich an dem gerade stattfindenden Ballett. Das kunstkritische Publikum hielt diese Improvisationen für programmzugehörig. Als der Theaterdirektor versuchte, die Ordnung wiederherzustellen, wurde er mit den Feuerspritzen durch sämtliche Ränge gejagt.

Matthias Leber

Folgende Fachgeschäfte an der Bockenheimer Warte empfehlen sich:

Luise Pollinger
PAPIER · BÜROBEDARF · DRUCKSACHEN
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG - BEDARF

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenheimer Landstr. 131
(nächst der Universität) Fernruf 755 89

Willy Speck Schokolade, Pralinen
Frankfurt/M.-W. Kaffee, Tee, Kakao
(Bockenheimer Warte) Spirituosen
Gräfstraße 85 Liköre
Telefon 716 21 Erzeugnisse
Spezialität: **Sarotti**

foto WAGNER berät Sie gern in allen Fotofragen
BOCKENHEIMER WARTE · RUF 71657

gegr. 1909 Ruf: 67644/45

PETER NAACHER
Buchhandlung und Antiquariat für Universitätswissenschaften
FRANKFURT AM MAIN
Bockenheimer Landstraße 133 bei der Universität

Wir empfehlen Ihnen folgende Neuerscheinungen:

- Giese Fr., Allgemeines Verwaltungsrecht, Vorlesungsgrundriß, 1952, cart. DM 6,—
- Stein/Jonas, Kommentar zur ZPO, 18. Aufl., 1952 beginnt soeben zu erscheinen. Lief. 1 Subskr.-Preis mit Decke DM 23.—
- Uhle C. H., Ges. ü. d. Bundesverwaltungsgericht, 1952, Handkommentar, Ln. geb. DM 14,80

Im Dezember 1952 gelangt zur Auslieferung:
Sartorius, Verfassungs- u. Verwaltungsgesetze, Das öffentl. Recht der Bundesrepublik Deutschland, 17. Aufl., Losebl.-Ausg. ca. DM 28.—

Kaufen Sie auch Ihre Weihnachtsbücher bei uns

Tagebuch einer Emigration

Von Julien Green

1940

Mittwoch, 25. September. Ich muß Paris vergessen, die schönen Jahre, den Frieden, alles, was uns glücklich machte. Es gilt, der Platttheit eines militärischen Jahrhunderts ins Gesicht zu sehen, eines Jahrhunderts, in dem der Stiefel Trumpf ist.

Dienstag, 1. Oktober. In New York. Ich bin es müde, immerzu ich selbst zu sein. Hat einer irgendwann über solchen Trübsinn auch nur ein Wort verloren? Im oberen Teil des Menschenangesichtes wohnt der Geist, im unteren die Sinne. Kinn und Kiefer dürfen nie die Stirne unterkriegen. Vom großen Traum der Welt müssen wir ein Teilchen stets im Innersten bewahren und es hegen, vom Traum der unerreichbaren Vollkommenheit.

Donnerstag, 10. Oktober. Schließlich Gefallen an New York gefunden, weil diese Stadt das letzte Band ist zwischen uns und Europa, das man uns geraubt. Sie ist der Berührungspunkt mit dem alten Erdteil. Hinter New York liegt Amerika, mit seinen Wegen, deren keiner nach einem Rom, einem Paris führt — es seien denn Kleinstädte, die sich diese Namen zulegen. In New York aber dringt das Brausen der Städte drüben noch an unser Ohr. Die Fünfte Avenue liegt in der genauen Verlängerung der Champs Elysées.

Freitag, 11. Oktober. In Suffolk. Gestern abend waren einige Leute da, die von der Zukunft dieses Landes und vom Krieg in Europa sprachen. Viel Begriffsverwirrung, allgemeine Angst vor Hitler. Und doch, sagt einer, wenn Hitler nicht über den Kanal kam, was haben wir diesseits des Atlantik zu befürchten? „Sie sprechen vom Atlantik, wie wir in Frankreich von der Maginotlinie sprachen“, warf ich ein. Es stünde nämlich zu befürchten, der Atlantik sei bloß die Maginotlinie der Vereinigten Staaten, und die Maginotlinie könne gleich der anderen umgangen werden. Möge Amerika nicht einschlafen hinter dieser Barre, die es in Sicherheit wiegt.

Sonntag, 20. Oktober. In Paris beschwert sich eine Frau darüber, ein deutscher Soldat habe ihr die Handtasche gestohlen. Man schickt die Dame zur Kommandantur. Der verdächtige Soldat wird ausgeforscht und seinem Opfer sowie einem Offizier vorgeführt. Erkennt die Dame den Dieb? Ja. Gesteht der Soldat? Ja. Der Offizier zieht seinen Revolver und schießt den Soldaten nieder.

1941

Freitag, 21. März. Neulich dachte ich: Ich weiß nicht, wer diesen Krieg gewinnen wird, aber ich weiß genau, wer ihn verlieren wird — nämlich Europa.

Mittwoch, 9. April. Tief betroffen von der Stelle des 102. Psalms, die in der heutigen Messe gelesen wird: „Aruit cor meum quia oblitus sum manducare panem neum“. Die Seele, die sich abschließt, stirbt Hungers — das Herz verdorrt.

Saloniki ist gefallen.

8. Mai. Ich vergaß, ein Gespräch mit Pater D. aufzuzeichnen. Er führt ein Wort über die protestantischen Bekehrungen an: „Der Protestantismus rinnt oben aus, der Katholizismus unten.“ Womit er sagen wollte, daß sich bei den Protestanten die Minderwertigsten dem Atheismus oder Irrlehren zuwenden. Von der Hölle sagte er mir, er stelle sie sich so gut wie leer vor, doch habe die Angst vor der Hölle vielen Seelen zur Befreiung verholfen. Ihm zufolge flamme im Augenblick, da sich die Seele vom Körper löse und das Sein zutiefst zerrissen werde, jäh ein grelles Licht auf: in diesem kurzen Blitzlicht habe sich die Seele für Gott oder das Böse zu entscheiden. „Ist denn“, meinte ich, „ist denn anzunehmen, eine Seele werde sich in einem so gefährlichen Augenblick für den Teufel entscheiden?“ „Nun“, erwiderte er, „gar häufig steht die Wahl infolge langer Sündenangewohnung nicht mehr frei. Die Seele möchte wohl zu Gott, sie möchte es verzweifelt gern, doch kann sie das befreiende Ja nicht mehr sagen.“ (Könnten wir doch schon heute und alle Tage ja sagen!) Dieser Pater D. rief mir auch in Erinnerung, daß die Heilige Schrift nicht maßgebender sei als die Kirche. „Die Kirche ist mehr als die Bibel.“ (Hierzu die Stelle bei Bossuet nachschlagen.) Ich hörte ihn das mit großer Freude sagen: als wäre ein Stück Luthertum von mir genommen, denn ich fürchte, etwas davon lebt noch irgendwo in mir . . .

2. Juni. Man hat einen eigenen Namen gefunden für das Chaos, das sich in Europa breitmacht: die neue Ordnung.

2. September. New York. Gestern abend haben englische Flugzeuge Berlin wütend mit Bomben belegt, wohl damit es sich des Jahrestages dieses wahnwitzigen Krieges erinnere.

5. September. Stundenlang durch die Straßen gegangen, nicht anders als in London, Wien, Neapel oder Rom. Mein Schädel ist wie eine Muschelschale, darin die Hochflut dieser Menschenmassen tost. Auf dem Times Square erlangt das Schauspiel menschlicher Betriebsamkeit eine Art gewalttätiger Unwirklichkeit. Man fragt sich wirklich, ob denn diese Leute wissen, was sie tun. Es nützt gar nichts, ob man rechts statt links oder links statt rechts geht. Köpfe und Leiber werden in der Verkehrsflut ohne ersichtlichen Grund umgetrieben, ohne andere Notwendigkeit als den

tiefwurzelnden Drang, das alles solle sich in unablässigem Geschiebe drehen, in völliger Erschöpfung, in der großen menschlichen Erschöpfung.

25. Oktober. Im Juni 1940 merkte ich, das Gebet sei eine Kraft, die genau so unfehlbar wirke wie die Elektrizität, deren Gesetze wir allerdings nicht erforscht hätten. In uns schlummern ungeheure, in den meisten Fällen unbekannte Kräfte. Ach, wenn wir wüßten, wenn wir wollten!

1942

1. Jänner. Beim Durchblättern von Büchern über das Gebet sagte ich mir, das beste Buch über das Gebet läse man knieend, mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen.

14. Februar. Nach Erreichung eines gewissen Alters ist das Leben eine Treppe, die wir rückwärts hinuntersteigen — rückwärts, weil wir nicht sehen wollen.

16. März. Wenn ich fünf oder sechs Tage vergehen lasse, ohne mein Tagebuch zu führen, liegt der Grund in meiner schlechten Stimmung. „Wir leben wie die Gottlosen“, sagt Vivekananda. Wie wahr. Gott friert. Er klopft an alle Türen, wer aber tut ihm auf? Der Platz ist schon besetzt. Von wem? Von uns.

25. März. Dali schneit plötzlich herein, eine gelbe Mappe unterm Arm. Sein dünner, unendlich langer Schnurrbart bohrt sich links und rechts ins Leere. Er legt uns einige Ideen dar: in Amerika, so sagt er, gebe es keine Landschaften. Daher werde er seinen Wagen mit farbigen Scheiben versehen und mit Malereien (Vögeln und dgl.) bedecken lassen, um so die „Coca-Cola-Ankündigungen“ usw. nicht zu sehen. Aus seiner Mappe holt er einen Öldruck, den er übermalt hat: „Das stellt eine Bibliothek dar“, erläutert er. Ich freilich sehe erst nur Schafe, die der Stab des Hirten in den Pferch treibt, doch macht er mich darauf aufmerksam, daß jedes Schaf in Wirklichkeit ein Sessel ist (und in der Tat, er hat den Tieren Möbelbeine angemalt).

27. März. Las in einer Zeitung folgende Geschichte, die für unsere Zeit bezeichnend ist. Ein deutsches Flugzeug stürzt brennend über der englischen Küste ab. Soldaten eilen herbei. Neben dem fast ausgebrannten Apparat stützt sich ein Bauer auf seine Heugabel und kaut an einem Grashalm. Man fragt ihn, ob sich die Besatzung retten konnte. Antwort: „Einer hat's versucht, herauszukommen aus dem Feuer. Ich hab ihn mit dem Zinken da wieder hineinbefördert.“ (I forked him back in.)

31. März. Stand der Christenheit 1942: englische Kinder, die man von der Küste ins Innere verschickt hatte, werden von Erwachsenen befragt. Sie wollen wissen, was „Christus“ bedeutet. Antwort: einen Fluch (a swearword). Mehr kön-



nen sie nicht sagen. Christus ist ihnen nur als Schmähwort bekannt. Vielleicht braucht man nach den wahren Kriegsursachen gar nicht weiter zu forschen, sie sind in Tatsachen wie dieser enthalten.

9. April. Gestern nach Barclay Street gegangen, wo ich die katholischen Buchhandlungen durchforschen wollte. Ein Gefühl der Leere überkam mich, schließlich überfiel mich Schauer. Angesichts dieser grauenhaft langweiligen Bücherhaufen, dieser Andachtsgegenstände, die von einer weit über meine schlimmsten Befürchtungen hinausgehenden Häßlichkeit sind, fragte ich mich, welcher Bezug zwischen all dem Kram und der Religion des Evangeliums herzustellen sei. Das geistige Mittelmaß des Durchschnittskatholiken wird mir wohl stets ein Rätsel bleiben. Vor solcher Geschmacklosigkeit steht man fassungslos, als träte hier die Hand des Teufels sichtbar in Erscheinung. Man kann einfach kein sogenanntes Andachtsbuch aufschlagen, ohne daß



einem übel wird davon, was uns der Religion natürlich entfremdet. In den Buden dieser Leute ist Gott wahrhaftig nicht in seiner Herrlichkeit. Aus allen Stätten, wo sich dieser nichtswürdige Handel breitmacht, ist das Überirdische vertrieben.

6. Juni. Den antisemitischen Katholiken ins Stammbuch: glücklich, wer in der Stunde seines Absterbens die Fürbitte einer Jüdin namens Maria erlangen kann. . .

20. Juni. Denen, die zuviel lesen, könnte man sagen, Gott werde sie nicht darüber ausfragen, was sie gelesen, und: sie verwechselten das jüngste Gericht mit der Reifeprüfung.

Mancher Autor zitiert Textstellen, wie ein Krüppel zu den Krücken greift.

1943

16. Jänner. Im „Prediger“ steht dieser Vers, der mir den ganzen Tag durch den Kopf ging: „Gott hat die Ewigkeit in des Menschen Herz gelegt.“ Gestern bin ich in die kleine Kirche der Zweiundsechzigsten Straße eingetreten. Es war neun Uhr abends und die Kirche leer. Gerade nur zwei Frauen, die in einem Winkel miteinander tuschelten, zwei Italienerinnen mit Kopftüchern, und, in der Mitte des Hauptganges, ein Toter in einem Sarg unter schwarzem Tuch. Ich trachtete mir vorzustellen, ich sei dieser Tote — und mein ganzes Leben erschien mir in neuem Licht. Ich war bestürzt, wie wenig wir tun, um zu Gott zu gehen, um uns dem unablässigen Anruf zu stellen.

8. März. Gestern erfaßte K. im „Office of War Information“ ein Lachkrampf, als der dicke L. zu den Arbeitern Frankreichs sprach und ihnen ins Mikrofon zuschrie: „Nur Mut! Wir kämpfen alle mit euch!“ „Und das“, meinte K., „nach einem ausgezeichneten Frühstück, Tausende von Kilometern fern jeder Gefahr!“

15. März. Diese tägliche Angst vor dem weißen Blatt Papiers, das vor Mittag noch beschrieben sein muß!

2. Mai. Ich habe immer von einem Leben geträumt, das ohne Sinnlichkeit wäre, nicht etwa zufolge abtötender Zucht, sondern aus dem Wesen solch vollkommenen Daseins heraus — doch heißt das nicht ein Kindheitsglück erträumen? Ich weiß, wenn ich das ausspreche, habe ich die Psychiater gegen mich, denn nach ihrer Ansicht ist die Kindheit eine Periode großer Sexualität, und sie haben sicher recht — bloß, daß ein Kind unter seiner Sexualität nicht leidet, Es wird sich ihrer nicht bewußt, und so besteht sie eigentlich für das Kind gar nicht, was das Glück ermöglicht, das ich meine.

August 1948. Wem freilich ist an so fragwürdigem Glück gelegen? Selbstverständlich ist der Sexualtrieb Ursache vieler Leiden, er ist aber auch — wenn von seinen rein körperlichen Bekundungen abgesehen wird, — eine wesentliche Wirkkraft, die meines Erachtens überall anzutreffen ist, im Bereich des Geistes, des dichterischen Schaffens ebensowohl wie im eigentlichen Heilsdenken. Der Verruf, in den ihn die katholischen und protestantischen Schriftsteller gebracht haben, ist eine der traurigsten Irrungen des Puritanismus, dessen Wurzeln weit hinter das siebzehnte Jahrhundert zurückreichen. Auch wird es äußerst schwierig sein, uns davon freizumachen. Jetzt noch, mitten im zwanzigsten Jahrhundert, haben wir von Religionen so absonderliche Auffassungen, daß in den Augen der Welt nicht als religiös gilt, wer nicht auch eine Spur Puritaner ist. Für den Frömmel ist der Feind Nummer 1 der Sexualtrieb. Dabei vergißt er freilich eines: daß dieser Trieb von Gott stammt.

8. Juni. Gestern abend bei den Maritains. Lourié war da mit seiner Frau, Paulding vom „Commonweal“, Pater C. — Jacques sprach vom Pater Lamy. Viele schöne Geschichten wie die vom Pater Lamy, der einen Hügel hinaufgeht, eine Statue der Muttergottes unterm Arm, die er in seiner Kapelle aufstellen will. Er wird von allen Heiligen des Dorfes begleitet, die mit ihm hinaufgehen, eine paar Zentimeter über dem Erdboden, barfuß, quer durch die Bäume, deren Äste reglos bleiben. Sie haben alle Heiligenscheine, die einen größere, die anderen kleinere. Sie reden miteinander und meinen: „Er schickt uns sicher weg . . .“ Da sagt einer: „Heutzutage gibt es keine Heiligen mehr.“ Pater C. antwortet etwas brummig: „Gnädigste, auch die Mutter der heiligen Katharina von Siena hat gesagt: ‚Es gibt keine

Heiligen mehr. Aber im Gegenteil, es gibt viele. Wir haben alle welche gekannt." Anschließend ein Gespräch über Kunst und Religion. Ich: „Man kann sich einen Heiligen vorstellen, der ein Bild malt (Fra Angelico) oder komponiert. Können Sie sich einen Heiligen vorstellen, der einen Roman schreibt?“ „Warum nicht“, fragte man mich. „Nennen Sie mir auch nur einen einzigen“, gab ich zurück. — Bis auf weiteres bleibt ein von einem Heiligen geschriebener Roman eine Art Idealfall. Ich frage mich sogar, ob die Tatsache, einen Roman zu schreiben, ein ernsthaft geistliches Bemühen nicht zum Scheitern brächte.

8. August. Die „New York Times“ vom 5. August veröffentlicht eine Nachricht aus Stockholm folgenden Inhalts: Nach der furchtbaren Bombardierung Hamburgs durch die RAF kommt ein deutsches Flüchtlingskind an die dänische Grenze. Es ist zwölf Jahre alt und trägt zwei Säcke. Die Zollbeamten lassen sie öffnen. Der erste enthält die Kaninchen des Knaben. Der zweite den Leichnam seines zweijährigen Bruders.

11. August. Zuweilen genügt es, zehn Minuten andächtig zu beten, und man fühlt, daß etwas vorgeht, daß die Seele sich vom Körper loszulösen sucht — doch gewaltig ist die Zauberkraft der Phantasie. Den Glauben womöglich bis zum Ende bewahren, wie eine brennende Kerze, um die man den Mantel hält, sie vor dem Wind zu schützen — das ist alles, was wir erhoffen dürfen, doch läßt sich nicht vergessen, daß man mit Sechzehn ganz einfach ein Heiliger werden wollte. Damals machte man es richtig, einzig solcher Ehrgeiz ist anständig.

20. November. Der alte Dichter William Langland sagte etwas, worin ich nicht umhin kann, eine Verurteilung des Puritanismus zu erblicken: „Keuschheit ohne Liebe ist an den Höllengrund geschmiedet.“

1944

20. Jänner. Weniger an Büchern hängen, mehr beten. Das große Buch ist das Gebet.

28. Mai. Heute an das Wort von D. H. Lawrence gedacht, in dem die eigenwillige Heftigkeit dieses Schriftstellers zum Ausdruck kommt: „We are crucified in sex.“ Das trifft erstaunlich auf viele von uns zu. Früher einmal fand ich es beschämend, mich mit diesem Problem abfinden zu müssen. Ich nahm an, die von mir bewunderten großen Männer hätten derlei Schwierigkeiten nicht gehabt. Doch sie sprachen einfach nicht davon. Die sexuelle Frage paßte einfach nicht in das läppisch-salbungsvolle Bild, das ich mir von mir selber machen wollte.

6. Juni. Heute morgen kam die Meldung von der Invasion. Zunächst wollte ich meinen Augen nicht trauen, glaubte die Schlagzeile schlecht gelesen zu haben. Zwischen Trouville und Caen toben Kämpfe. Wir sind gestern nach Washington zurückgekehrt.

3. August. Verbreitete mich über das jüdische Problem und führte das Wort Pius XI. an: „Geistig sind wir alle Semiten.“ Das Ehepaar Milhaud war zu dieser Vorlesung gekommen und dankte mir nachher, worüber ich tief gerührt war. Sonst aber — welchen Widerhall können wohl die Worte eines Mannes haben, den C. einen „Besessenen“ nennt? Das ist die allgemeine Meinung über Bloy. Da braucht man ihn gar nicht erst zu lesen. Ich habe den Brief Maeterlincks eingesehen, in dem von Bloys Genialität die Rede ist (anlässlich der „Femme pauvre“).

22. August. In Washington aus dem Fenster ein schönes Kind auf der Straße gesehen. Es war fast nackt und sein Körper von unsagbarer Anmut . . . Das Elfenbeinfarbene der Haut, sein etwas linkisches Verhalten, der Lockenkopf, das ernste Gesicht, die holde Unschuld des Gehabens — das alles beobachtete ich mit einem Gemisch aus Ehrfurcht und Entzücken. Wieder einmal bemerkt, wie das Licht, das im Greisenantlitz gnadenlos die Falten sucht und tiefer höhlt, das junge Fleisch liebt und kost. Es gleitet über seine Glieder hin und hat nicht Gold genug, seine Schultern, seine Beine zu überrieseln. Wenn aber Gott das alles geschaffen hat, Licht wie Fleisch, aus welcher ungeheuerlichen Geistesverderbnis heraus schreiben wir ein so hohes Schauspiel irgendeiner List des Teufels zu?

23. August. Heute beim Frühstück sagte eine Frau am Nebentisch, es wäre gut, Paris dem Erdboden gleichzumachen, um dieser lasterhaften Stadt ein für allemal ein Ende zu bereiten. Die Umsitzenden besänftigten sie sofort mit dem Bemerkten, wenn man an die Vernichtung aller lasterhaften Städte gehe, müßte man auch Washington, New York usw. dem Erdboden gleichmachen. Darauf schwieg die Närrin. Was mag in diesem verstiegenen Haß gegen Paris an sinnlicher Entbehrung, jahrelanger Verdrängung, vorenthaltener Freuden und unerfüllten Wunschträumen stecken! Nicht zum erstenmal stoße ich auf diese Erscheinung im puritanischen Gefühlsleben. „Um der Sünden Europas willen sind wir im Krieg“ ist eine Schlußfolgerung, die in den Reden auch der ruhigsten und bestunterrichteten Leute durchklingt. Man versteht den Amerikaner überhaupt nicht, wenn man sich nicht vor Augen hält, daß er noch in seiner Irreligiosität wie ein religiöser Mensch reagiert. Es ist die alte puritanische Hefe, die da den Teig manchmal noch auftreibt.

29. November. Viel über die menschliche Schönheit nachgedacht. (Gedanken, die wohl Hopkins geweckt hat, doch ist zu sagen, daß sie einen leichten Schlaf hatten.) Allein die Schönheit des menschlichen Auges geht über alles Sagbare hinaus, will mich bedünken. Ich erinnere mich, daß mir ein

ungemein strenger, aber sehr kluger Ordensbruder einmal sagte: „Nichts auf dieser Welt ist schöner als ein schöner Körper.“

6. Dezember. Gestern abend besuchte mich Pater C. Er macht sich Gedanken über die Frage Kunst-Moral, die ich neulich auführte, und möchte sie mit Theologen besprechen, sobald wir wieder in Paris sind. Denn die Theologen, meint er, befaßten sich nicht genug damit. Indes, was könnten sie wohl sagen? Die Blume weiß mit der Moral nichts anzufangen, genau so wenig wie das Kunstwerk, das nur schön sein will. Solange es die Moral nicht verletzt, ist auch nichts zu bemerken, aber was will das eigentlich besagen? Mag sein, daß die Venus von Knidos und der Hermes des Praxiteles Tausende von Menschen auf schlechte Gedanken gebracht haben. Sollen darum die griechischen Bildwerke zerschlagen werden? Und was ist es mit dem Einfluß Michelangelos? Ist es seine Schuld, daß der Menschenkörper schön ist, und war es nicht reichlich lächerlich, die ganze Gesellschaft auf dem Jüngsten Gericht in Höschen zu stecken, wie man das zu tun versucht hat? Ich sehe da überhaupt keine Diskussionsmöglichkeit. Der Künstler (ob Maler oder Erzähler) stiftet nahezu unberechenbaren Schaden, bleibt in meinen Augen aber doch unschuldig.

1945

7. Februar. Vor einiger Zeit sah ich in einer New Yorker katholischen Kirche etwas Eigentümliches. Ein junger Mann und ein junges Mädchen, beide schön, treten ein, beugen vor dem Altar das Knie und knien dann einige Schritte von mir Seite an Seite nieder. In der Kirche sind sehr wenig Menschen. Nach einer Weile wenden sie, immer noch kniend, die Köpfe einander zu und ihre Lippen vereinigen sich. Nach ein paar Minuten ging ich, ließ sie in ihrer Selbstversunkenheit zurück. Niemand schien sie gesehen zu haben. Ich kann mir nicht helfen, ich fand das schön. Hätte man sie gefragt, wo die Grenze zwischen Körper und Seele verlaufe, sie hätten wohl geantwortet, daß es keine gibt.

2. März. Die Kirche ist die einzige menschliche Einrichtung, hinter der nicht das Nichts steht.

6. Juli. Heute beim Blättern in einem katholischen Werk über die zeitgenössischen Schriftsteller mit Interesse erfahren, ich hätte „a corrupt mind“, einen verderbten Geist. Der tonsurgeschmückte Esel, der diese Zeilen schrieb, hätte mich vor dreihundert Jahren bei lebendigem Leib verbrennen lassen, wenn es nach ihm gegangen wäre. So stark ist hierzuland die alte Puritanerhefe.

New York, 13. August. Gestern abend 9.35 Uhr gab die Leuchtschrift auf dem Times Square Building die Beendigung des Krieges mit Japan bekannt, und die Menge erging sich in den erwarteten Kundgebungen. Zwei Minuten später war die Nachricht auf demselben Leuchtschild widerrufen, doch die Menge brüllte trotzdem eine gute Weile weiter, aus purer Freude am Brüllen.

24. August. Unsere Kabinen an Bord der „Erikson“ gebucht. Sie ist die frühere „Kungsholm“, die während des Krieges als Transporter eingesetzt war. Wir reisen in knapp einem Monat.

19. September. Auf hoher See. Von seinen Lieben scheiden, ist entsetzlich, ist fast der Tod. Die letzten Worte, die man wechselt, die winkenden Hände, wenn der Zug langsam aus der Halle gleitet — ich kann nicht einmal daran denken und dabei ruhig bleiben. Man sollte nicht Abschied nehmen. An Bord blieb ich in der Kabine, während New York immer ferner zurückwich und im Dunst verschwand.

29. September. Gegen 8 Uhr morgens kommt die französische Küste in Sicht. Sie ist von stumpfem Blau zwischen dem mandelgrünen Meer und dem rauchgrauen Himmel. Das Linde dieser Töne rührte mich, als wär's die linde Süße Frankreichs selbst. Über Amerika wölbt sich der Himmel klar und leer, das Meer gleicht einem Edelstein, so hart und strahlend ist es — hat nicht wie hier das duftblau Zarte, das uns träumerisch stimmt. Le Havre ist entsetzlich: eine große, völlig menschenleere Stadt. Öde, einsturzsreife Häuserzeilen. Straßen über Straßen, aber keine Menschenseele. Im zerstörten Hafen eine von den Amerikanern behelfsmäßig erstellte eiserne Landestelle. Wir setzten uns um 8 Uhr abends in den Zug und stiegen erst am nächsten Morgen gegen 10.30 Uhr aus. Es war kalt, und der Wagen dritter Klasse, in dem wir uns befanden, nicht geheizt. Wenig Platz zum Schlafen: wir drei hatten nämlich fünfundzwanzig Handkoffer und konnten uns nicht ausstrecken. Kein Auge geschlossen. Es kam mir vor, als wären wir die ganze Nacht durch die Normandie geirrt, vielleicht sogar weiter nordwärts, auf der Suche nach Brücken. Wir versuchten, über alles das zu lachen. Im Morgengrauen flüsterte Marie Blanche: „Wie geht es Ihnen?“ Ich antwortete ebenso leise, ich fühle mich ungefähr siebenhundert Jahre alt und würde mit Vergnügen sterben. Gegen Mittag zum Umfallen müde bei Marie Blanche, Faubourg, Saint-Honoré.

8. Oktober. Ich habe Gide fast so angetroffen, wie ich ihn verlassen hatte, ich sage: fast, weil fünf schwere Jahre eben doch Spuren hinterlassen. Er drückte mir lang die Hand, ich mußte mich vor ihn hinsetzen. Der Blick ist der gleiche, er spricht den ganzen Menschen aus und ist auf den Bildern nicht recht wiederzugeben, da wird er fast immer zu scharf, wo er eigentlich aufmerksam und abgründig ist. Auf dem Kopf trägt er eine schwarze Mütze, die an die neapolitanischen Fischermützen erinnert. Er spricht von Paris und meint, ich werde hungern und frieren. Er selbst fährt nach Ägypten. Dann fragt er, was ich gemacht habe,

und ich erwähne meine Péguy-Übertragung, aber er lehnt Péguy ab — was nicht immer der Fall war — und findet seine Dichtung schlecht. Gebrauchte er wirklich dieses Wort? Ich glaube schon . . . Sagt mir dann, Gabriel Marcel habe ihm, Gide, von seiner Konversion gesprochen, auch von meiner. Eine Irrung seinerseits, doch ich? Ich sage ihm, das sei vollständig richtig, ich hätte mich 1939 konvertiert. Er hört mich schweigend an, schüttelt den Kopf und ruft mir seine „Feindseligkeit“ gegen die Kirche in Erinnerung. Das wisse ich seit langem, doch habe es nichts an meiner Freundschaft geändert. In Amerika hätte ich viel an ihn gedacht. Als Antwort legt er seine Hand liebevoll auf meine und sagt: „Ich wußte es.“

19. Oktober. Nichts deutet darauf hin, daß ich eine Wohnung finden werde. Die Sache wird allgemach recht peinlich. Ich denke vor allem an ihre moralische Seite. Vorige Woche ich saß gerade im Theater, überfiel mich der Gedanke, daß es mir nicht glücken will, in meiner Geburtsstadt eine Wohnung aufzutreiben, und ich war, für eine kurze Weile zwar, doch sehr empört. Man wird sagen, ich sei unvernünftig. Möglich — es ist mir eben unerträglich, in Paris den einfachen Satz nicht sagen zu können: „Ich gehe nach Hause.“

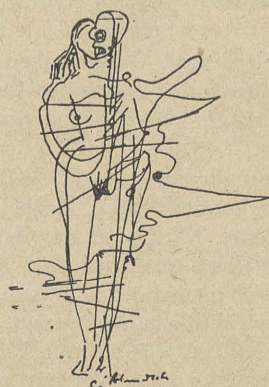
27. Oktober. Spaziergang mit einem englischen Offizier. Wir gehen von der Rue du Faubourg Saint-Honoré bis zur Seine, der wir nicht auf dem Kai folgen, sondern hart am Wasser. Hinter der Carrousel-Brücke setzen wir uns hin und sprechen über Religion. Er räumt ein, das Fleisch sei einem mystischen Leben hinderlich, nicht jedoch einem geistlichen — und wie soll man ihm nicht recht geben? Wir sind auch einer Meinung über das Sündengefühl, das keiner von uns beiden nach dem Fleischesakt je verspürte. Dagegen die Gewissensbisse bei jedem Verstoß gegen die Nächstenliebe! „Wie können Sie nur eine Lehre glauben, der zufolge der Fleischesakt außerhalb der Ehe Sünde ist, wenn Sie nicht dieses Gefühl haben?“ meint er. „Ich glaube es der Kirche aufs Wort. Ich glaube es, weil Christus es gesagt hat.“

20. November. Wir werden also in der Rue Cortambert wohnen, fast an der Ecke der Rue Nicolo. Jedenfalls werden wir die paar kommenden Monate möbliert untergebracht sein, bis sich etwas Besseres findet.

9. Dezember. Dieser Tage hat man mir ein merkwürdiges Buch geliehen: „Das wahre Gesicht der Heiligen“ von Wilhelm Schamoni, im Jakob-Hegner-Verlag, Leipzig 1938. Heiligenbildnisse, die fast alle Totenmasken gegenübergestellt sind, wobei letztere das künstlerische Zeugnis bestätigen oder widerlegen. Im ganzen sind die Masken von einer eigenartigen Schönheit, die ich anders nicht umschreiben kann, ich muß sie wohl pascalisch nennen. Ich sprache davon mit einem Geistlichen, zeigte ihm das Buch mit dem Hinweis, so gut wie alle dargestellten Heiligen wären Franzosen oder Italiener gewesen, dazu ein, zwei Spanier. Drückte sich in solch gelassener Strenge eine Erscheinungsform lateinischen Wesens aus, die von der übrigen Welt so wenig verstanden werde? „Das macht der Tod“, ist seine schlichte Antwort: „Der Tod hat etwas von Pascal.“ Nichts ist an Adel ebenbürtig dem großen, knochigen Gesicht des heiligen Franziskus Borgia, dem des heiligen Paul vom Kreuz, des Theophilus de Corte, des heiligen Joseph von Calasanz. Sie haben nicht allein geistliche, sondern auch Geistesgröße, die den Gemeinplatz der „Verdummung durch den Glauben“ Lügen straft. Hier vermählen sich Verstand und Güte — und eines läßt das andere heller glänzen. (Das schlagendste Beispiel ist wohl das des Pfarrers von Ars auf dem Totenbette.) Alle sehen aus, als wüßten sie etwas, das sie nicht sagen werden. Vor dem Bildnis des heiligen Vinzenz von Paul verweilen wir länger als vor den anderen. Wie kann man nur so pfiffig und gütig zugleich aussehen?

17. Dezember. Habe aus dem Schuppen eine kleine Leinwand von Bérard und eine andere von Tschelischtschjef geholt und in meinem Zimmer an die Wand gehängt, um mir wieder so etwas wie eine Ausstattung zu schaffen. Ein Bild von Dali wird in einigen Tagen seinen Platz finden. Gestern neuerlich mit einem Freunde in der Rue La Pérouse gewesen. Er half mir, etliche Gegenstände in einen Handkoffer zu packen: Kleinkunststücke, die Kaminuhr aus dem Eßzimmer, Briefbündel. In der Untergrundbahn schleppte ich mich mit dem schweren Gewicht todmüde durch die Gänge und kam mir vor wie eine Ameise, die ein Reislein mühsam hinter sich herzieht.

Körperliche Schönheit — unter dieser hübschen Haut birgt sich ein Totenschädel.



Illustrationen von H. C. Schmoldt

Zwischen fun und Vorlesung

Fünf Frankfurter Studenten befinden sich zur Zeit in Amerika, um die dortigen Universitätsverhältnisse zu studieren. Wir veröffentlichen hier einige Stellen aus Briefen, die sie an ihre Kommilitonen in Deutschland schrieben.

... Wir sind also hier in Minneapolis gelandet. Der Empfang war reizend. Die ersten 14 Tage lebte jeder von uns in einer anderen amerikanischen Familie; Hans Gierschick sogar bei einer Negerfamilie. Zwei Tage hatten wir noch zu unserer Erholung, dann mußten wir uns gleich in den Universitätsstrubel stürzen.

Wir machten also allen Quatsch, den ein freshman, ein 1. Semester, der neue Student, hier zu tun hat. Eine ganze Woche, die sog. welcome-week, steht die Uni hier kopf, um den Neuen alles zu zeigen. Es gibt so viele Fragen zu beantworten, „Wo kann man parken?“, sehr wichtig, denn mancher Student besitzt einen eigenen Wagen. „Wie bekomme ich mein football-season-ticket?“, die Eintrittskarte für alle sportlichen Veranstaltungen des Jahres. Sport spielt hier eine sehr große Rolle. Das football-Spiel (nicht zu verwechseln mit unserem Fußball, komplizierte Punktberechnung nach der Entfernung, aus der der eiförmige Ball ins gegnerische Feld getrieben werden konnte) ist das Ereignis der Woche.

Jetzt wohnen wir alle auf dem campus (Uni-Gebiet) in fraternities oder sororities, d. h. in den Häusern der männlichen und weiblichen Verbindungen. Jede Verbindung hat hier ihr eigenes Haus. Ganz totschick. Da die welcome-week nun vorbei ist, hat sich jeder von uns den Gebieten zugewandt, die er zu bearbeiten hat, damit er am Ende der Geschichte einen guten Report für das State-Department schreiben kann.

Vorgestern hatten wir open-houses, d. h. sämtliche fraternities konnten bei sämtlichen sororities hereinstürzen und hallo sagen. Die Jungen rasten natürlich durch die einzelnen Häuser, stellten die nettesten Mädchen fest, merkten sich die Namen und werden sie nun in den nächsten Tagen anrufen, um ein date mit ihnen auszumachen. Unsere Jungen sausten also auch herum, und langsam bekommen sie es spitz, wie man einen date bekommt.

Die amerikanischen Jungen und Mädchen sind so grundverschieden von uns, daß wir erst sehr unsicher waren und gar nicht wußten, wie wir uns verhalten sollten. Doch jetzt haben wir ein Buch gefunden, in dem alles ganz genau drinsteht, und wir werden wieder sicherer.

Die Männlichkeit war sehr beglückt, als sie feststellte, daß die Amerikanerin nach einem date unter der Haustür einen good-night-kiss zu bekommen hat. Das Freudengeheul werde ich nie vergessen. Bekommt die Amerikanerin den good-night-kiss nicht, dann ist sie so gut wie beleidigt.

Über die Bedeutung des date-problems wird der DISKUS ausführlicher berichten, sobald unsere Freunde in Amerika über eingehendere Erfahrungen auch auf diesem Gebiet verfügen.

Bier darf auf dem campus nicht getrunken werden, auch in den fraternities nicht. Im Staate Minnesota dürfen Jugendliche unter 21 Jahren keinen Alkohol erhalten. Da der überwiegende Teil der Studenten noch nicht 21 Jahre alt ist, hat die Universität — auch bei sämtlichen studentischen Veranstaltungen — alkoholische Getränke verboten. Auch auf das campus darf nichts gebracht werden. Da dieses Verbot nun einmal besteht, wird hier nichts lieber als Bier getrunken. Am ersten Tage haben wir nichtsahnend in der hiesigen Mensa nach Bier gefragt. Die entsetzten Augen vom waiter. Gott, waren wir böse Menschen!

Wir haben uns bisher vergeblich bemüht, eine amerikanische Universität mit einer europäischen zu vergleichen. Die Erziehungssysteme sind grundverschieden. Die hiesige Universität ist ein Riesenbetrieb mit ca. 18000 Studenten, von denen wir aber nach unseren Begriffen höchstens 10 Prozent

als Studenten betrachten würden. Eine amerikanische Universität umfaßt die sog. colleges und die graduate school, und nur diese entspricht ungefähr unseren Universitäten. Der college-Betrieb ist also noch sehr schulmäßig; der Stoff entspricht etwa dem der letzten beiden Klassen einer höheren Schule bei uns. In diesen vier Jahren college kann man noch nicht von einer wissenschaftlichen Arbeit der Studenten sprechen, sondern er liest lediglich zu Hause das nach, was er in der Vorlesung gehört hat, und lernt es dann so gut wie möglich auswendig, um dieses Wissen für die diversen Tests parat zu haben. Nach dem jeweiligen Test kann der college-boy getrost wieder alles vergessen, denn er wird nie mehr darin geprüft werden. Amerikanische bachelors wissen also hernach auch nicht mehr, als unsere Abiturienten nach dem Abitur.

Schon am ersten Tag müssen die college-boys und -girls Tests mitmachen. Geprüft werden Auffassungsgabe, Reaktionsgeschwindigkeit, Exaktheit und Wissen. Ein geschulter Psychologe steht am Pult: „Macht es Euch bequem! Zieht Eure Schuhe aus, wenn Ihr wollt, und fühlt Euch wie zu Hause!“ Hinweise werden gegeben auf die Möglichkeit, die Leseleistung zu überprüfen. (Manche lesen nicht schneller als Kinder im Zweiten Schuljahr. Sie können besondere Stunden nehmen.) Wie wir bereits erwähnt haben, verläßt die Masse der Studenten spätestens am Ende der vier college-Jahre die Universität. Der Rest beginnt dann das, was wir unter einem Studium verstehen, d. h. er beginnt mit dem eigentlichen wissenschaftlichen Arbeiten. Der hohe Prozentsatz der Abgänge am Ende des colleges wird allerdings schnell verständlich, wenn man sich vor Augen hält, was hier alles „studiert“ wird, von der Säuglingspflege über Heiratswissenschaft (!) bis zur Begräbniswissenschaft (!!), von der Kindergärtnerin bis zum Philologen und Psychologen, von Hauswirtschaft über Gartenwirtschaft, Landwirtschaft bis zur Forstwirtschaft. Es gibt kaum etwas, was man nicht „studieren“ kann.

Das gesellschaftliche Leben — besonders der Trubel der welcome-week — hat nicht nur den Zweck, den Neuen die Vielseitigkeit der Universität zu zeigen, sondern soll auch die Studenten mit einander bekanntmachen. Gerade hierauf wird besonderer Wert gelegt.

Die college-boys und -girls werden wie Schüler angeleitet und nicht gezwungen, allein zu arbeiten und selbständig zu handeln. Sie sparen dadurch viel Zeit, werden aber nicht selbständiger als unsere höheren Schüler auch.


Durch den „Dean of Students“ und das „Student Activities Bureau“ übt die Universität eine gewisse Kontrolle über die Studenten aus. Sie sind in erster Linie Vertreter ihrer alma mater und erst in zweiter Linie Individuen. Die Universität fühlt sich selbst für das Privatleben der Studenten und ihr Auftreten in der Öffentlichkeit verantwortlich, sie kümmert sich um die Wohnverhältnisse und sorgt auch für den Erfolg beim Studium. Diese — uns etwas merkwürdig erscheinende Art der Überwachung — wird von den Amerikanern als ganz natürlich empfunden. Man ist daran gewöhnt und will es auch gar nicht anders haben.

An der großen Jugend der „Studenten“ liegt es wohl auch, daß es hier eine studentische Selbstverwaltung — so wie wir sie haben — noch nicht geben kann. Die Organe der studentischen Selbstverwaltung haben hier eher die Funktion der bei uns nach amerikanischem Vorbild geschaffenen Schülermitverwaltungen, während unsere Studentenvertretungen doch einen größeren Anteil an den eigentlichen Verwaltungsaufgaben der Universität haben und etwas mehr Verantwortung tragen müssen.

Auch das gesellschaftliche Leben an der Universität unterliegt der Aufsicht durch den „Dean of Students“.

An den unzähligen Tanzabenden füllen junge Männer


LEBENSREGELN
SCHÖPFERISCHER
MENSCHEN



Langeweile ist jene unangenehme Windstille der Seele, welche der glücklichen Fahrt und den luftigen Winden vorausgeht; .. er muß sie ertragen, muß ihre Wirkungen bei sich abwarten. Das gerade ist es, was die Geringen von sich erlangen können.

Aus einem Brief von G. Cbr. Lichtenberg 1804

Schöpferische Menschen unserer Tage nützen die „fruchtbare Langeweile“ zur erfrischenden Pause mit



„Coca-Cola“ ist das weltbekannte Warenzeichen der Coca-Cola-Gesellschaft

IG 71

in bunten Hemden und hellen Hosen, Mädchen in Rock und Pullover, manche in Söckchen und Straßenschuhen, den Tanzsaal. (Es gibt auch — aber sehr selten — Bälle in großer Toilette.) Um die Tanzfläche stauen sich die Paare, Tische gibt es keine. Wozu auch? Die Paare sind so mit sich beschäftigt — es darf jeder nur mit seinem „date“, dem Partner dieses Abends tanzen.

An den Wänden sitzen auf vereinzelt Stühlen ein paar gelangweilte Studentinnen und Studenten, nach Geschlechtern getrennt, wie in der Tanzstunde: Unglückliche, die keine „dates“ haben. Schon nach kurzer Zeit gleicht der Tanzsaal einem Schlachtfeld oder besser einer Altpapiersammelstelle. Zertretene Coca-Cola-Becher, Zigarettensammelstelle jeder Länge und Kaugummireste (es tanzt sich so gut mit Kaugummiknollen unter der Schuhsohle!) liegen massenweise malerisch zerstreut.

„To have much fun“ ist für die jungen Studenten viel wichtiger als studieren. „Talent-show“ und Wahl einer freshman-Königin sind Gipfelpunkte der welcome-week.

Auch der Rektor wies in seiner Immatrikulationsrede darauf hin, daß das studentische Gemeinschaftsleben genau so wichtig ist, wie das Studium selbst.

Nach der Ansprache überreichte die „Freshman-Queen“ dem Rektor ein Gutes Zeugnis des Jahres 1956 (zu dieser Zeit werden die jetzt Neuimmatrikulierten ihr Studium am college abgeschlossen haben), und Professoren und Studenten sangen für den Rektor das Lied „For he's a jolly good fellow“.

Sonderangebot für Studierende!

Zum Rüstzeug des Studenten unserer Zeit gehört eine Tageszeitung von Format.

DIE NEUE ZEITUNG vermittelt täglich einen umfassenden Überblick über das politische, kulturelle und wirtschaftliche Geschehen der Heimat und der Welt und zeigt die großen Zusammenhänge auf, die zu einer klaren Beurteilung und zur eigenen Meinungsbildung unerlässlich sind.

In regelmäßigen Sonderseiten werden bestimmte Gebiete und Themen aus Wissenschaft und Technik besonders ausführlich behandelt.

Das tägliche, schon berühmt gewordene Feuilleton sorgt darüber hinaus für geistige Anregung und Unterhaltung.

Studierenden gewährt DIE NEUE ZEITUNG einen Vorzugs-Abonnementspreis

bei Selbstabholung im AStA **DM 1,50** pro Monat

bei Trägerzustellung frei Haus plus 45 Pfg.

bei Postbezug plus Zustellgebühren.

Ein Bestellschein liegt dieser Ausgabe bei.

DIE NEUE ZEITUNG Vertriebsstelle Frankfurt-M., Myliusstraße 50, Telefon 9 03 71, App. 94



und gerne
studieren

TRENKUN

DIE NEUE ZEITUNG

DIE NEUE ZEITUNG

Warum hat Eisenhower gewonnen?

... Der Parteiwechsel in der Regierung war zweifellos gut für die Gesundheit unserer Demokratie. Aber aus welchen Gründen haben die Republikaner endlich gewonnen? Die Gründe sind folgende:

Das Ende einer Allianz

Die historische Allianz der „unterdrückten Minderheiten“, der Katholiken, Iren, Italiener, Polen, Neger und Juden, die ein Drittel der Bevölkerung ausmachen, gegen die wirtschaftliche Macht der „weißen Protestanten“ ist zusammengebrochen. Die Allianz war nicht mehr notwendig. Es gibt heute keine Minderheiten mehr, sondern nur noch Amerikaner. Dank der „Roosevelt-Revolution“ haben diese Minderheiten nicht mehr die Mentalität eines ausgebeuteten Proletariats, sondern die Mentalität einer industriellen Bourgeoisie, und sind oft schon recht spießbürgerlich.

Die Löhne sind hoch, selbst die Arbeiter besitzen Autos, 60 Prozent der Bevölkerung haben eigene Häuser (vor 10 Jahren waren es nur 40 Prozent), der Kapitalismus hat sich gewandelt. Ford und Rockefeller sind heute nicht mehr die Herrscher Amerikas, sondern die Macht liegt bei einer Verbindung von Kapital und Labor, und die Regierung ist weder das Werkzeug des einen noch des anderen. Der Kapitalist weiß, daß höhere Löhne größere Absatzmöglichkeiten und damit Gewinnchancen geben, der Arbeiter weiß, daß Gewinne Kapital-Investitionen, also neue Produktionsmittel bedeuten. Und nur unter dem Kapitalismus kann man notfalls für höhere Löhne streiken.

Business ist gut. Wir wissen, wie die Extreme der Geschäftskrisen zu vermeiden sind (durch Geldkontrolle, Defizit-Finanzierung durch die Regierung, Kredit-Kontrolle, Gesetze gegen Börsenspekulationen usw.).

Der Wohlfahrtsstaat ist überflüssig

Der Arbeiter ist Individualist, er braucht keinen „welfare state“. Die Strömung wird konservativ. Der selbstbewußte Proletarier ist verschwunden. Ein Klassenkampf ist unmöglich. Der Sozialismus findet keine Anhänger.

Und die Republikaner haben das Volk überzeugen können, daß eine republikanische Regierung nicht zu Arbeitslosigkeit, Herrschaft der Wallstreet, Zerstörung der Gewerkschaften, Vernichtung der sozialen Sicherheit führt, sondern zu einem progressiven Kapitalismus, der durch die Regierung reguliert wird. Die Republikaner mußten versprechen: Good Business and Prosperity without war. Wir wissen jetzt — allen Marxisten und Leninisten zum Trotz — daß Kapitalismus nicht zum Krieg führen muß, und daß Frieden nicht Arbeitslosigkeit bedeutet, wenn wir gute Geld- und Kreditkontrollen haben — und seit dem „New deal“ von Roosevelt haben wir sie.

Der richtige Mann

Dazu brauchten die Republikaner nur einen Mann, dem das durch Hoover und die 15 Millionen Arbeitslosen recht skeptisch gewordene amerikanische Volk glauben und vertrauen würde. Dieser Mann ist Eisenhower. Der erste republikanische Kandidat, der nicht wie ein Yankee-Wallstreeter aussieht, sondern wie 80 Prozent der Bevölkerung. Es ist die Ironie des Zufalls, daß Stevenson ein ziemlich reicher Mann ist, etwa 750 000 \$ schwer. Die Republikaner haben gesagt: Kein welfare-state, aber auch nicht zurück zum Dschungel-Gesetz („Jeder für sich selbst“). Durch diese Taktik der Republikaner ist der welfare-state zum intellektuellen Snobismus geworden. Schon seit dem Ende des Krieges wollte das Volk konservativ wählen, konnte aber den Republikanern, konnte Dewey und Taft nicht vertrauen. Und warum sollte es nicht konservativ eingestellt sein? Im reichsten Land der Welt, das jetzt keine Arbeitslosen mehr hat, in dem jeder Dritte ein Auto besitzt, in dem das Volk im letzten Krieg Kanonen und Butter hatte, in dem sich das National-Einkommen in den letzten 3 Jahren (1942—1945) verdoppelte — zeigt mir doch den Fünfjahresplan, durch den das erreicht wird!

Die Demokraten sagten, die Republikaner würden Arbeitslosigkeit bringen. Das Volk glaubte es nicht, weil Ike das Gegenteil sagte.

Der Wandel im Süden

Die Südstaaten haben seit dem Sklavenkrieg immer demokratisch gewählt — zusammen mit den Minderheiten des Nordens und den Gewerkschaften gegen die „damn Yankees“. Aber jetzt kommt die Industrialisierung auch nach dem Süden. Es gibt eine neue Geschäftstelligkeit, die konservativ wählen will, das heißt republikanisch. In den letzten Jahren, seit dem Tode Roosevelts, sind die Südländer mit dem im Süden sehr unpopulären Harry S. Truman unzufrieden. Die Folge war der Einbruch der Republikaner im Süden. Es fehlte nur noch ein populärer Republikaner, mit dem die Bewohner der Südstaaten sich identifizieren konnten, und dieser Mann war Eisenhower.

Außerdem wollte man allgemein wieder einmal frische Gesichter in Washington sehen, besonders jetzt nach der zwanzigjährigen demokratischen Herrschaft.

Eisenhower und Taft

Im kalten Krieg und im Krieg in Korea ist vor allem die nationale Einigkeit wichtig. Eisenhower ist wie Churchill: Unter seiner Leitung wird das Volk den kalten Krieg und den Krieg

in Korea besser ertragen. Das Volk ist davon überzeugt, daß die Republikaner nicht auf außenpolitische Abenteuer ausgehen werden. (Eisenhower hat einmal etwas über einen psychologischen Krieg bis hinter den eisernen Vorhang gesagt, aber die Europäer haben ihn da mißverstanden.)

Die Republikaner bedeuten nicht Isolationismus, sondern Internationalismus und kollektive Sicherheit mit den anderen Nationen der freien Welt. Eisenhower, Dulles (und vielleicht auch Hoffman und McCloy) werden die Außenpolitik machen. Taft hat nur einen Einfluß auf die Innenpolitik: dadurch wird jede Hinwendung zum Sozialismus verhindert, aber auch keine Umkehr zur primitiven oder monopolistischen Kapitalismus herbeigeführt. Trotzdem kann es im Kongreß zwischen der Eisenhower- und Taftfraktion zu Auseinandersetzungen kommen. Aber die Taft-Gruppe ist auch in der republikanischen Partei eine Minderheit, und viele Demokraten werden mit Eisenhower zusammenarbeiten. Die Mitarbeit zwischen Exekutive und Legislative wird gut sein. Ich sehe da keine Schwierigkeiten.

Aus dem Brief eines Harvard-Studenten an einen Frankfurter Kommilitonen.

Zeitschriftenschau

Zeitgeschichte

Der „Monat“ ist im November zum fünfzigsten Male erschienen. Er steht unter dem zentralen Thema „Europa und Amerika, ein transatlantisches Gespräch“. Zu diesem Thema äußern sich u. a. Raymond Aron, William Barrett, Denis W. Brogan, Cyril Connolly, Marion Gräfin Dönhoff, Erich Franzen, Clara Menck, Philip Rahv, Ernst Reuter und André Siegfried. — Joachim W. Leithäuser setzt im selben Heft seine Serie „Diplomatie auf schiefer Bahn“ fort, die die Besetzung der Tschechoslowakei im Frühjahr 1939 behandelt. — Fritz Hesse berichtet in einem fesselnd geschriebenen Aufsatz („Der letzte Versuch“, Merkur, Heft 57) über einen bisher unbekanntem Schritt der Regierung Chamberlain kurz vor Kriegsausbruch 1939, mit der deutschen Regierung doch noch zu einer Verständigung zu gelangen. — Über den Dortmunder Parteitag der SPD referiert S. L. Wahrhaftig („Frankfurter Hefte, 1952/11). Er kommt zu dem Schluß, daß der Parteitag keine Änderung der politischen Linie der Partei, mit der viele Beobachter nach dem Tode Schumachers gerechnet hatten, gebracht hat. — Rudolf Pechel schreibt in einem Beitrag über den „Technischen Dienst des BDJ“ („Sind Mörder unter uns?“, Deutsche Rundschau 1952/11), daß für Leute, die dem Gesetz des Dschungels huldigen: Wer zuerst schießt, hat mehr davon, in einem Rechtsstaat kein Platz sei. — Zum selben Problem gibt Robert Haerdter einen ausgezeichnet dokumentierten Bericht („Bürger und Partisanen“, Gegenwart, 1952/23). — Hans-Joachim Netzer untersucht die augenblickliche politische Situation in Südamerika („Peron macht Schule“, Deutsche Rundschau 1952/11). Er meint, daß die Weltwirtschaft heute so ineinander verflochten ist, daß Nationalismus die südamerikanischen Probleme nicht lösen kann. Er muß entweder in die Diktatur oder die Anarchie führen, die beide sozial und wirtschaftlich nichts bessern würden.

Ernst Müller-Hermann, M. d. B., CDU, plädiert dafür („Deutschland braucht Gewißheit vom Westen“, Außenpolitik 1952/11), daß Deutschland vor der Ratifizierung der Bonner Verträge Klarheit über das westliche Verhandlungskonzept in der Frage der Wiederherstellung der deutschen Einheit schaffen sollte, weil wir uns vor der Ratifizierung in der stärksten Verhandlungsposition befinden würden. — Adlai E. Stevenson, der unterlegene Präsidentschaftskandidat der demokratischen Partei der USA, spricht sich mit Nachdruck dafür aus („Amerika und seine Verbündeten“, Außenpolitik 1952/11), daß Amerika trotz seiner eigenen großen Stärke Verbündete braucht und wünscht. Er erläutert dies am Beispiel des Korea-Krieges. Bei seinem Aufsatz handelt es sich um Auszüge aus einem Artikel, den er in der April-Nummer der Zeitschrift Foreign Affairs veröffentlicht hat. — Robert Boothby, konservativer Unterhausabgeordneter, fordert Westeuropa auf („Westeuropa und Commonwealth“, Außenpolitik 1952/11), eine Wirtschaftsunion zu bilden und seine Hilfsquellen mit denen des Sterling-Gebietes zusammenzulegen. Nur so könne Europa seine wirtschaftlichen Schwierigkeiten beheben. Weiter glaubt Boothby, daß nur durch eine zwischenstaatliche Planung eine Steigerung der Produktionskraft erreicht werden könne.

Blick nach draußen

Wolfgang Daniel hat eine Reise in das Gebiet jenseits der Oder-Neiße-Linie riskiert. Seinen erschütternden Bericht darüber bringt die „Deutsche Rundschau“ (Nr. 11/52) unter der Überschrift „Zwischen Stettin und Danzig“. — Einen im Hinblick auf den bevorstehenden Schauprozeß gegen den polnischen Kommunistenführer Wladislaw Gomulka aufschlußreichen Artikel über „Polens leitende Männer“ veröffentlichten die „Frankfurter Hefte“ in ihrer Novembernummer. — „Eine kalte, logische Gesetzmäßigkeit in der barbarischen Geschichte des sowjetischen Imperialismus“ nennt die „Aktion“ (Heft 11/52) den sowjetischen Antisemitismus in dem Artikel „Stalin liquidiert die jüdische Intelligenz“. — Jakob Moneta versucht in der „Aufklärung“ (Nr. 3/52) die Frage zu beantworten, ob „Wohlstand, behäbige Sattheit, Neutralität und Frieden“ der Schweiz wirklich zu Zufriedenheit und Glück gereichen. („Schweizer Erfahrungen oder Das Unbehagen in der Sattheit“).

Literarische Welt

Nr. 21 der „Neuen literarischen Welt“ ist dem Gedenkbuch Gerhart Hauptmanns gewidmet. Josef Gregor, Frank Thiele, Charlotte E. Pauly würdigen das umfangreiche Werk und die Persönlichkeit des Dichters. Unveröffentlichte Prosa und Lyrik Hauptmanns hat die Witwe des Dichters zur Verfügung gestellt. — In Nummer 22 der gleichen Zeitschrift veröffentlicht Heinz Winfried Sabais ein Interview mit dem „Heimkehrer Thomas Mann“. Über Strindbergs Briefe referiert Robert Braun (Duell mit der Gesellschaft). Gedichte von Apollinaire und Eluard sind von Fritz Usinger neu übersetzt. Als ein unerfreuliches Buch bezeichnet Klaus Hohe die Literaturgeschichte von Paul Fehter. Frank Thiele berichtet kritisch über den Film „Entscheidung vor Morgengrauen“, und Bernhard von Brentano bespricht den Moskau-Roman von Plivier. Das Problem des Neo-Realismus in der westlichen Kunst referiert Niels von Holst mit großer Sachkenntnis.

Studentenpresse im Spiegel

Verallgemeinerungen sind ein Zeichen unseres auf vielen Gebieten oberflächlich gewordenen Denkens. Einem Dozenten einer deutschen Hochschule blieb es vorbehalten, die Reihen dieser fast sprichwörtlich gewordenen Bonmots („Alle Schweizer blasen Alphorn“) durch ein bemerkenswertes Exemplar zu bereichern. In einer Vorlesung, deren Tempo seine eifrig mitschreibenden Studenten nicht folgen konnten, stellte er fest: „Der Student kann stenographieren“. Die AULA (Tübingen), die sich mit diesem Ausspruch in einem Artikel beschäftigt, bezweifelt dabei mit Recht, ob ein vollständiges Stenogramm als Ergebnis einer Vorlesung genügt und dem Sinn des Studiums gerecht wird.

Wir aber fragen uns: was würde dieser Dozent wohl sagen, wenn wir unseren Kommentar mit dem Satz „Alle Professoren verallgemeinern ...“ begonnen hätten?

Irgendjemand hat den „Doktor“ einmal den beliebtesten deutschen Vornamen genannt. Bestimmt aber ist es auch der teuerste, und wieviel er kosten kann und in Zukunft vielleicht kosten wird, hat sich Heribert Friedmann in den MARBURGER BLÄTTERN ausgerechnet, als er erfuhr, daß Dissertationen künftig im Photodruck eingereicht werden sollen. Dahin gehen jedenfalls die Empfehlung der Kommission für Dissertations- und Mikrofilmfragen des Deutschen Hochschulverbandes an die Rektorenkonferenz. Bei genauerer Berechnung stellt sich aber heraus, daß die Vervielfältigung im Photodruckverfahren nicht wesentlich billiger sein würde als die im normalen Buchdruck, und „450 DM sind für den Durchschnittsstudenten genau so unerschwinglich wie 600 DM“. Das Kernproblem aber ist die Selbstverständlichkeit, mit der die Bibliotheken, Austauschstellen usw. erwarten, daß ihnen der Student seine Pflichtexemplare ohne ein Honorar oder eine Druckkostenvergütung einfach schenken soll. Als einzige Lösung, die der heutigen wirtschaftlichen Notlage der Studentenschaft gerecht wird, wird die Schaffung eines Zentralverlages aus Bundesmitteln vorgeschlagen, in dem Dissertationen und Habilitationsvorschriften verlegt und mit eigenen Maschinen gedruckt werden sollen. Weiterhin werden „Schritte bei Bund und Ländern zwecks Ausstattung der wissenschaftlichen Bibliotheken usw. mit genügenden etatsmäßigen Mitteln zum Ankauf aller Dissertationsschriften“ empfohlen. Denn „wir wollen keinen Dr. plutokratiae!“

Der neue Entwurf einer Disziplinarordnung hat in der Studentenpresse eine lebhafte Diskussion ausgelöst. Die DEUTSCHE STUDENTENZEITUNG kritisiert in einem Artikel „Disziplin oder Vertrauen“ scharf die negative Einstellung, mit der der Verfasser dieses Entwurfs den Studenten gegenübersteht, und sie stellt im Zusammenhang mit den Paragraphen über die studentische Beteiligung an Disziplinarverfahren fest: „Es wird hier den studentischen Beisitzern bescheinigt, daß man sie für unreife Bengels hält!“ Scharfer Widerspruch findet die Definition der Hochschule „als eine Gemeinschaft der Lehrer und Erzieher“. Die ganze Unsinnigkeit dieser Begriffsbestimmung wird an anderer Stelle der Zeitung offenbar. Dort nämlich hat MULUS eine Idee: „Sollten die Studenten nicht einfach einmal drei Tage zu Hause bleiben, damit die Erzengel (die Verfasser des Disziplinentwurfes) sehen, was eine Hochschule ohne Studenten ist: ein Professorenkloster?“

Wir hoffen, daß dieser Gedanke genügt, um die Erzengel (siehe oben) zu überzeugen, daß eine Hochschule ohne Studenten und ohne aktive studentische Teilnahme am Universitätsleben ebenso sinnlos ist wie ein Theater ohne Publikum.

Eine sehr fragwürdige Erscheinung der letzten Zeit greift die Mainzer Studentenzeitschrift NOBIS in dem Artikel „Unsere Gesinnungsanzug: Wir machen in Europa“ an. Die Zahl der allein im vergangenen Jahr von parteigebundenen, konfessionellen, studentischen und sonstigen Gruppen veranstalteten „Europa-Tagungen“ ist Legion, die Ergebnisse jedoch sind äußerst zweifelhaft. Zum Teil mag das darin begründet sein, daß man Europa nicht auf Tagungen schaffen kann, die Hauptschuld aber liegt bei denen, die glauben, ihre „europäische Gesinnung“ durch Abhaltung zahlreicher Konferenzen dokumentieren zu müssen. Europa ist in Mode, also „macht man in Europa“, und allein der Bundesjugendplan könnte über die Kosten dieses „Europa-Rummels“ Auskunft geben.

Die Europa-Idee ist zu ernst, als daß man sie aus Opportunismus zum Aushängeschild oder zum Vorwand für billige See- und Alpenreisen (je nach Jahreszeit) degradieren dürfte. Damit schadet man letzten Endes nur Europa — und sich selbst.

morit



RHEIN-MAIN BANK

AKTIENGESELLSCHAFT

FRÜHER DRESDNER BANK

Frankfurt a. M., Gallus-Anlage 7

Niederlassungen an 52 Plätzen



VEREINIGUNG VON FREUNDEN UND FÖRDERERN DER JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT E. V.

Ausländer in der Weihnachtszeit

An der Universität Frankfurt studieren in diesem Semester Ausländer aus folgenden Ländern: Ägypten, Belgien, China, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Indien, Iran, Israel, Italien, Japan, Jugoslawien, Luxemburg, Niederlande, Österreich, Schweiz, Türkei und den USA. Am stärksten vertreten sind die USA, Türkei, Iran und Griechenland.

Unsere ausländischen Studenten haben z. T. keine Möglichkeit, Weihnachten nach Hause zu fahren oder die Weihnachtszeit mit Freunden oder Bekannten in Deutschland zu verbringen.

Diese ausländischen Damen und Herren würden es sehr dankbar empfinden, wenn sie in der Zeit von Weihnachten bis Silvester wenigstens einmal in eine deutsche Familie eingeladen würden.

Die Akademische Auslandsstelle der Universität bittet Familien aus dem Kreise der Freunde und Förderer, die bereit wären, eine Ausländerin oder einen Ausländer in der genannten Zeit zu sich einzuladen, um schriftliche oder fernmündliche Verständigung (Tel. 74162). Besondere Wünsche der Gastgeber werden selbstverständlich gern berücksichtigt.

Universitäts-Nachrichten

Darmstadt

Prof. Dr. Ing. Otto Krischer hat einen Ruf auf das Ordinariat für Wärme- und Kältetechnik an der Technischen Universität Berlin-Charlottenburg erhalten.

Dr. Ing. Hans Fingado wurde mit der Wahrnehmung der Dienstgeschäfte des Lehrstuhls für höhere Mechanik und Festigkeitslehre für das WS vertretungsweise beauftragt.

Prof. Dr. phil. Kurt Fischbeck wurde für das WS 52/53 ein Lehrauftrag für das Fachgebiet „Regelung chemisch-technischer Prozesse“ erteilt.

Dipl.-Ing. Hermann Humpert wurde für das WS 52/53 ein Lehrauftrag für das Fachgebiet „Perspektivische Darstellung“ erteilt.

Frankfurt

Am 10. Dezember 1952 um 19.30 Uhr spricht cand. med. Dietrich Spangenberg, Leiter des Amtes für gesamtdeutsche Fragen, im Hörsaal H über das Thema: „Die wissenschaftliche und politische Situation an den Universitäten und Hochschulen der Sowjetzone“. Originalfilmstreifen sollen ein Bild von den Zuständen im sowjetisch besetzten Teil Deutschlands geben.

Anlässlich der Immatrikulationsfeier für das WS 52/53 wurde Herr Dr. Ing., Dr. Ing. e. h., Dr. rer. nat. h. c. Alfred Petersen, Direktor der Metallgesellschaft, zum Ehrenbürger der J. W. Goethe-Universität ernannt.

Prof. Dr. Gerhard Schiedermaier, Ordinarius für Bürgerliches und Zivilprozessrecht an der Universität Frankfurt a. M., hat einen Ruf an die Universität München erhalten.

Privatdozent Dr. Helmut Ridder wurde zum außerordentlichen Professor ernannt und auf den außerordentlichen Lehrstuhl für Öffentliches Recht berufen.

Unter Vorsitz von Prof. Dr. Helmut Going hat am 15./16. 10. die Konferenz der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultäten der Bundesrepublik in Frankfurt a. M. getagt. Die Konferenz hat die Bildung einer Kommission beschlossen, welche die Möglichkeit und Notwendigkeit einer Reform des juristischen Studiums prüfen soll. Als neuer Vorort der Konferenz wurde die Münchener Juristische Fakultät gewählt.

Prof. Dr. Kurt Kollé hat einen Ruf als ordentlicher Professor für Psychiatrie und Neurologie an die Universität München angenommen.

Dem emeritierten ordentlichen Professor für Römisches Recht und Deutsches Bürgerliches Recht Dr. jur. Dr. h. c. Fritz Pringsheim, Freiburg, wurde der Ehrendoktor der Philosophischen Fakultät der Universität Frankfurt verliehen.

Honoraryprofessor Dr. Wilhelm Sturmfels wurde zum außerordentlichen Professor ernannt und auf den außerordentlichen Lehrstuhl für Philosophie berufen.

Der seitherige außerplanmäßige Professor Dr. Hermann Hartmann ist zum ordentlichen Professor ernannt und auf den ordentlichen Lehrstuhl für Physikalische Chemie berufen worden.

Prof. Dr. Wolfgang Hartke hat einen Ruf auf den ordentlichen Lehrstuhl für Geographie an der Technischen Hochschule München angenommen.

Der seitherige ordentliche Professor an der Universität Würzburg Dr. Karl Banse ist auf den ordentlichen Lehrstuhl für Betriebswirtschaftslehre (Handelsbetriebslehre) berufen worden.

Privatdozent Dr. Hans Achinger ist zum außerordentlichen Professor ernannt und auf den außerordentlichen Lehrstuhl für Sozialpolitik (Soziale Hilfspolitik) berufen worden.

Prof. Dr. phil. Karl Reinhardt wurde zum Ritter der Friedensklasse des Ordens pour le mérite gewählt.

Prof. Dr. med. Kurt Scheer wurde das Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen.

Prof. Dr. iur. Hans-Jürgen Schlochauer wurde in die Academy of Human Rights — International Union for Cultural Cooperation berufen.

Prof. Dr. phil. nat. Herbert O'Daniel wurde als deutscher Vertreter in die Commission on Structure Reports der International Union of Crystallography gewählt.

Develop-Blitzkopier-Geräte
Schubert-Rechenmaschinen
Adressiermaschinen
Roto-Vervielfältiger
Büro-Möbel

Wilhelm Büttel

Frankfurt a. M. - Goethestr. 23
Fernruf: 92376, 93870, 94076

Auch für Sie

ist der Führerschein unentbehrlich!

Benutzen Sie die günstige Gelegenheit und lassen Sie sich von mir beraten, wie Sie ohne Zeitverlust den Führerschein erwerben können. Tragen Sie sich unverbindlich in die im Asta ausliegende Liste ein oder rufen Sie 32640 oder 12826 an.

Fahrschule H. SCHAFERS, Frankfurt-M.

Der Direktor des Archäologischen Seminars, Prof. Dr. Frhr. Guido von Kaschnitz-Weinberg, ist im WS 52/53 nach Rom zur Wahrnehmung der Interessen des Deutschen Archäologischen Institutes beurlaubt.

Der Direktor des Historischen Seminars, Prof. Dr. Otto Vossler, ist bis 31. 7. 1953 zur Durchführung einer Forschungsreise nach den USA (Princeton-University) beurlaubt.

In Verbindung mit der Akademischen Auslandsstelle veranstaltete der World University Service (WUS) am 17. 11. einen Begrüßungsabend für die an der Universität lehrenden ausländischen Professoren und die hier studierenden ausländischen Studenten. So. Magnifizenz, Prof. Horkheimer, begrüßte die ausländischen Gäste mit einer kurzen Ansprache. An der Universität studieren im WS 52/53 130 Ausländer aus 31 Ländern.

An der Universität Frankfurt ist die „Christlich-demokratische Hochschulgruppe (CHD)“ zugelassen worden.

Studentische Selbstverwaltung

Der 1. Vorsitzende des AstA, Herr Gruppe, nahm als Vertreter des VDS am 7./8. 9. an der 2. Konferenz der jüdischen Studentengemeinschaften Deutschlands in Urfeld/Walchensee teil.

Vom 16./18. 9. besuchten 30 Frankfurter Studenten und Studentinnen unter der Führung des 1. AstA-Vorsitzenden Paris und Versailles. Bei dieser Gelegenheit wurde mit den zuständigen Stellen der UNEF der geplante Linienverkehr Frankfurt-Paris besprochen. Die Besuche Frankfurter Studenten in Paris und die Fahrten Pariser Studenten nach Frankfurt sind in Zukunft regelmäßig mehrere Male im Semester geplant.

Am 24. 11. fand eine Konferenz der Vertreter der studentischen Vereinigungen und des AstA im Beisein Sr. Magnifizenz statt. Es wurden Fragen des Studentenhauses und des in Oberreifenberg einzurichtenden Wochenendhauses besprochen. Unter Vorsitz von Prof. Erler fand eine Aussprache über eine Reform der Zulassung von studentischen Vereinigungen an der Universität statt.

Im Rahmen der Selbsthilfeaktion wurde der Film „Pakt mit dem Teufel“ vorgeführt. Die Studiobühne brachte „Der arme Mensch“ von Wolfgang Altendorf zur Aufführung.

Im Rahmen des gesamtdeutschen Referats ist eine Paketaktion geplant, die kranken und hilfsbedürftigen Professoren und Studenten sowie Angehörigen inhaftierter Hochschullehrer und Kommilitonen in der Sowjetzone zugute kommen soll. Weiterhin werden Vorbereitungen getroffen, die Aufnahme von geflüchteten Kommilitonen aus der Sowjetzone während der Weihnachtsfeiertage bei hiesigen Studenten oder in Familien zu ermöglichen, da es einem großen Teil dieser Kommilitonen nicht möglich ist, Weihnachten im Kreise ihrer Angehörigen zu feiern.

Die 16. Ordentliche Delegiertenkonferenz des VDS fand vom 15. bis 17. 11. in Kiel statt. 21 Delegierte, die gewählten Vertreter der 118 000 Studenten in der Bundesrepublik und in Westberlin, sowie zahlreiche Gäste aus dem In- und Auslande nahmen an der Konferenz teil.

Evangelische Studentengemeinde

Gottesdienste: Sonntag, 14. 12., 8.30 Uhr Predigtgottesdienst. Sonntag, 21. 12., 8.00 Uhr Gottesdienst m. Hl. Abendmahl. (Beide alte Nikolaikirche am Römerberg.)

Hochschulabende: jeweils Mittwoch 19.00 Uhr c. t. im Gemeindesaal der Christuskirche am Beethovenplatz.

Weihnachtsfeier: Donnerstag, 18. 12., 19.00 Uhr, Ort nach Aushang.

Katholische Studentengemeinde

Gottesdienste: Sonntag, 8.45 Uhr akademischer Gottesdienst in St. Leonhard. Dienstag 7.00 Uhr Mediziner-Missa in der Rektoratskapelle des Städtischen Krankenhauses, Ludwig Rehnstr. 17. Mittwoch, 7.20 Uhr gemeinsame Morgenmesse im St. Elisabeth-Frauenheim, Senckenberg-Anlage 16. Donnerstag, 19.15 Uhr gemeinsame Abendmesse in St. Elisabeth, Kurfürstenplatz. Kirchliche Abendmahlfeier am Freitag, 5. 12. 19.00 Uhr, in der Frauenfriedenskirche, Zeppelinallee 101.

Arbeitskreise: Offener Abend des Studentenfarrers jeden Montag, 19.30 Uhr. Ort wird noch am schwarzen Brett bekanntgegeben. Arbeitsgemeinschaft mit der evangelischen Studentengemeinde über „Christliche Ethik“ Dienstag, 9. 12., 20.00 Uhr im Haus der Volksarbeit, Unterweg 10. Philosophische Arbeitsgemeinschaft/Grundfragen der Metaphysik“ jeden Samstag, 20.00 Uhr, im Haus der Volksarbeit, Unterweg 10.

Gemeinde Christi

Das Colleg der Gemeinde Christi hält in diesem Semester mehrere Vorlesungen über das Alte und Neue Testament, Kirchengeschichte, Musik und über das Predigen ab. Das Colleg, das sich zum Ziel gesetzt hat, junge Menschen für ein besseres christliches Leben auszubilden, hat großes Interesse daran, mit einigen Studenten der Universität in Verbindung zu kommen, die zusätzlich zu ihrem Hauptstudium die Klassen des Collegs der Gemeinde Christi ein bis drei Stunden wöchentlich als Gasthörer besuchen möchten. Die Lehren sind ohne konfessionelle Bindungen, die Vorlesungen völlig kostenlos.

Gießen

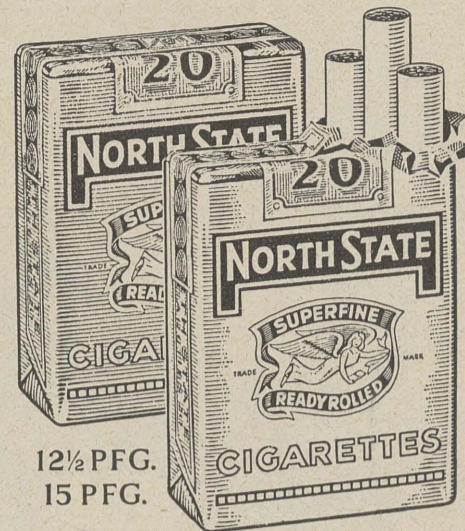
Prof. Dr. Ernst Brandenburg, Hamburg, wurde auf den neuerrichteten Lehrstuhl für Phytopathologie an die Justus Liebig-Hochschule berufen und zum Direktor des Phytopathologischen Institutes ernannt.

Privatdozent Dr. med. vet. Franz Saetz wurde zum Diäten-Dozenten ernannt und in eine Planstelle in der Ambulatorischen und Geburtshilflichen Veterinärklinik eingewiesen.

Im Rahmen des „studium generale“ führt die Justus Liebig-Hochschule im WS 52/53 eine öffentliche Vortragsreihe durch. Der Rektor, Prof. Dr. v. Boguslawski, hat zu diesen Veranstaltungen die Angehörigen der Volkshochschulen und alle Bürger der Stadt Gießen herzlich eingeladen. Die Vorträge sind kostenlos und finden jeweils um 20 Uhr in der Hochschulaula statt.

Durch einen Erlaß des Hessischen Ministers für Erziehung und Volksbildung wurde am 22. August 1952 eine Studien- und Prüfungsordnung für das Studium des Weinbaues genehmigt.

NORTH STATE Real American Blend



12½ PFG.
15 PFG.

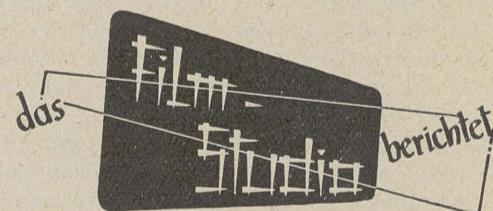
DIE CIGARETTE DER GROSSEN WELT

Weinbaustudium in Gießen

In diesen Tagen hat der Hessische Minister für Erziehung und Volksbildung eine besondere Studienordnung für das Weinbaustudium erlassen. Nunmehr wird der Winzer ein volles Studium erhalten und den akademischen Grad eines Diplom-Weinbauern erwerben können.

Der Wunsch nach einer akademischen Ausbildung kam aus der Weinbaupraxis selbst. Die wachsenden Forderungen nach Ertragssteigerung, Rationalisierung der Arbeitswirtschaft und Qualitätsverbesserung können nur durch eine Vertiefung der Fachkenntnisse verwirklicht werden. Der Weinbau ist mit einem Erzeugungswert von 250 Mill. DM, d. i. ein Viertel der gesamten Getreideerzeugung, ein wesentlicher Erwerbszweig der westdeutschen Landwirtschaft.

Es muß deshalb als ein besonderes Verdienst der Justus-Liebig-Hochschule gewertet werden, daß sie gemeinsam mit der Lehr- und Forschungsanstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau in Geisenheim (Rh.) diese Ausbildungsmöglichkeit geschaffen hat. Diese beiden wissenschaftlichen Anstalten werden in Zukunft sowohl den Weinbau- als auch den Verwaltungsbetrieben qualifizierte Fachkräfte zur Verfügung stellen können und die Weinbaustudenten mit der Praxis des Weinbaus und den neuesten Forschungsergebnissen und Methoden bekanntmachen. Eine der weiteren Aufgaben ist die Schulung des wissenschaftlichen Nachwuchses.



Das FILM-STUDIO beabsichtigt, im Wintersemester an einem Abend Farbdiaspositive zu zeigen. Wir bitten daher alle studentischen Fotoamateure, dem FILM-STUDIO geeignete Farbdiaspositive im Format 5×5 cm (Leica-Diaspositive) zur Verfügung zu stellen. Eine Prämierung der besten Bilder ist beabsichtigt. Die Diaspositive werden in der Zeit vom 19. 1. 53 bis 30. 1. 53 im Zimmer 40 entgegengenommen. Beizufügen ist eine Aufstellung der abgelieferten Diaspositive mit Titeln sowie Name und Anschrift des Teilnehmers.

Am Donnerstag, dem 11. 12., gibt das Filmstudio im Hörsaal H einen Überblick über die Filmarbeit der Studentenschaft an den Universitäten Frankfurt und München. Der bekannte Regisseur Dr. Ludwig Berger spricht über das Thema: „Film und Theater als Aufgabe der Universität“, Folgende Filme sind für diese Veranstaltung vorgesehen: „Die Pupille Nr. 2“, Variationen über das Thema „Jemand erhält eine Nachricht“ und „In jedem Land und zu deiner Zeit“.

Am Dienstag, dem 16. 12., zeigt Herbert Vesely, ein junger österreichischer Regisseur, den avantgardistischen Film „An diesen Abenden“. In diesem Film wird der Versuch gemacht, eine Ballade von Georg Trakl unter Verwendung von visuellen Ausdruckselementen neu zu deuten.

Mit Millionen von Wettfreunden
ständig im Dienste des Sports

HESSEN-TOTO
IM WEST-SÜD-BLOCK

Von Halle bis Dahlem



Der Vorsitzende der FDJ-Fakultätsgruppe der Pädagogischen Fakultät an der Universität Halle gibt seinen „Rechenschaftsbericht“. Links neben dem Rednerpult liegen Buchprämien für besonders kampfbereite Aktivisten.

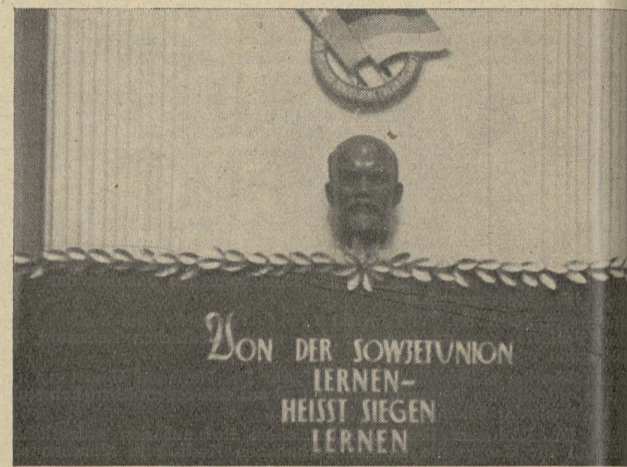


Das Hauptgebäude der Universität Halle, die durch ihren starken Widerstand gegen das Sowjetregime bekannt geworden ist. Mehr als 70 hallenser Studenten wurden zu hohen Zuchthausstrafen, einer zum Tode verurteilt.



Stalin- und Leninbilder trugen Studenten anlässlich des „Friedensmarsches“ während der kommunistischen Weltjugendfestspiele durch Ostberlin.

Bild links: Studenten der Ostberliner Humboldt-Universität warten auf den Befehl zum Abmarsch zu einer Demonstration.



Diese Dekoration hängt in der Mensa der Universität Halle. Selbst beim Essen werden die Studenten so an die „deutsche sowjetische Freundschaft“ erinnert.

Nur einen geringen Ausschnitt aus dem unter ärgstem politischen Druck stehenden Leben unserer Kommilitonen in der Sowjetzone zeigen obige Bilder. Allen, die aus politischen Gründen diesen Teil Deutschlands verlassen müssen, versucht das Amt für Gesamtdeutsche Studentenfragen in Berlin-Dahlem zu helfen. Täglich herrscht in seinen Räumen Hochbetrieb, denn der Strom der Flüchtlinge reißt nicht ab. Angehörige von vom SSD verhafteten Studenten fragen nach, ob etwas über den Verbleib derselben bekannt geworden ist. Ehemalige Häftlinge melden sich und bitten um Unterstützung bei dem Bemühen, als politische Flüchtlinge anerkannt zu werden, bitten um Vermittlung von Studiumsplätzen in West-Berlin oder in der Bundesrepublik, um Überbrückungsgeld, Verpflegung, Medikamente, Kleidung und Bücher. Das Amt hilft, so gut es kann. Aber seine Mittel sind beschränkt. Je mehr die westdeutschen Studenten bei den Solidaritätssammlungen an Geld und Sachspenden zusammenbringen, desto tatkräftiger können die heimatlos gewordenen Kommilitonen aus Mitteldeutschland unterstützt werden.



Trotz aller „Aufbauerfolge“ ist die Verpflegung in der Zone noch immer kümmerlich und auch Bekleidung und Schuhe sind zu normalen Preisen kaum zu bekommen. Die Preise in den Geschäften der HO sind für den größten Teil der Studenten ebenso unerschwinglich wie für die übrige Bevölkerung. Hier hilft das Amt ein wenig, diese Notlage zu lindern. Pakete mit notwendigen Nahrungsmitteln werden besonders kranken Studenten, die kein Stipendium bekommen, zugesandt. Auch Kleidungsstücke und Schuhe werden den Kommilitonen in der Zone vom Amt übermittelt.

Bild links: Viele Studenten mußten die Sowjetzone bei Nacht und Nebel verlassen und alles Hab und Gut hinterlassen. Um das Studium fortsetzen zu können, bekommen sie die wichtigsten Bücher vom AGSV.

